

# sozial

## Prekäres Leben

Warum wir die eine Armut  
sehen – und die andere nicht

Seite 10



## EDITORIAL

# Strukturelle Armut sieht man bei uns nicht – das hat seine Gründe

Bentley schaut aus wie viele Buben in seinem Alter: lange Haare, schlaksig, freundlicher Blick. Er ist in den USA aufgewachsen, bis seine Schweizer Mutter aus finanziellen Gründen mit ihm in ihre Basler Heimatgemeinde zurückkehrte. Im SRF-Dok-Film «Arm in der Schweiz» erzählt er, dass man in Städten wie Los Angeles sehr viele Armutsbetroffene sehe. Sie haben sich am Strassenrand installiert, bitten um Geld. Hier in der Schweiz sei das ganz anders: «Man sieht keine armen Menschen», sagt Bentley.

Die im Dok-Film porträtierten Schweizer:innen verloren ihre Arbeit wegen eines Unfalls, einer Krankheit oder aufgrund eines anderen Unglücks. Doch sie hatten einmal einen sicheren Job. So erging es auch dem 70-jährigen A. L. aus Bern, der Ihnen vom Cover dieses Magazins direkt in die Augen blickt. Oder dem 65-jährigen N. W., der Sie oberhalb des Inhaltsverzeichnisses anlächelt.

Andere armutsbetroffene Menschen wiederum hatten von Kind an kaum eine Chance, sie wuchsen in armen Verhältnissen auf, haben keine Ausbildung. «Strukturell bedingte Armut» ist der Begriff dafür. Ich finde, er klingt distanziert. Als hätte das nichts mit uns persönlich zu tun. Liegt es mitunter daran, dass solche «Storys» in Medien kaum vorkommen? Umso mehr aber bei uns! Wie können wir als Gesellschaft diesen Menschen Zugang zu Bildung ermöglichen? Damit sich ihre prekäre Situation stabilisiert und ein Aufstiegsprozess in Gang gesetzt wird? Lesen Sie selbst (Seite 10).

Herzlich,  
Frank Wittmann  
Direktor ZHAW Soziale Arbeit

### Impressum

HERAUSGEBERIN  
ZHAW Soziale Arbeit  
Pfungstweidstrasse 96  
Postfach, 8037 Zürich

REDAKTION  
Regula Freuler (Leitung); Andrea Koch,  
Notice Design, Zürich (Gestaltung);  
Tobias Laukemper (Bild).

AUTOR:INNEN DIESER AUSGABE  
Susanne Becker, Martin Biebricher,  
Denise Bolli, Nina Brüesch, Michael Herzig,  
Seraina Kobler, Mirko Plüss.

ADRESSÄNDERUNGEN  
zhaw.ch/sozialarbeit/adressaenderung

KOSTENLOS ABONNIEREN  
zhaw.ch/sozial-abonnieren

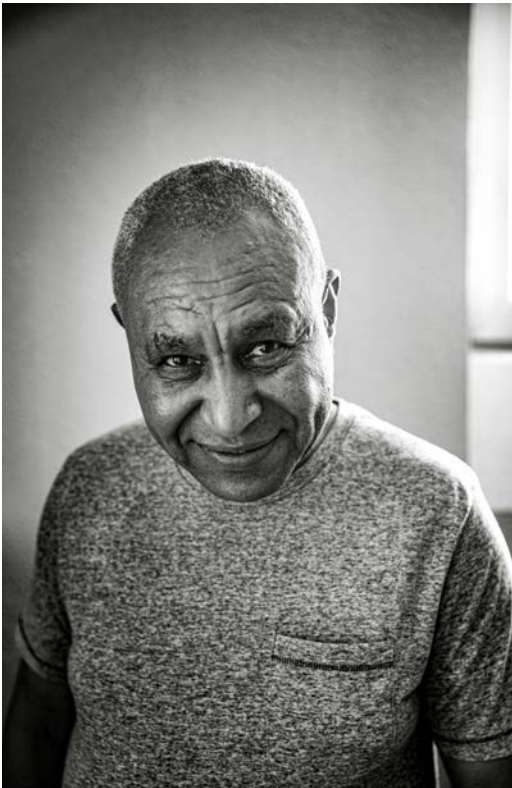
ABBESTELLEN  
adressverwaltung.sozialarbeit@zhaw.ch

DRUCK UND AUFLAGE  
Schmid-Fehr AG, Goldach;  
20 500 Exemplare; erscheint  
zweimal jährlich.

CO<sub>2</sub>-bilanzierte Drucksache mit  
Klimaschutzbeitrag

[zhaw.ch/sozialarbeit](http://zhaw.ch/sozialarbeit)





**Strukturelle Armut: keine «Story» für Medien.**  
Seite 10



**Wie viel Nähe ist professionell vertretbar?**  
Seite 6



**Masterabsolventin Luzia Baumann.**  
Seite 28



**«Housing First».**  
Seite 24

FORSCHUNG — STUDIUM — WEITERBILDUNG — PRAXIS

## 6 Sicher im Heim

Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Institutionen sind häufiger betroffen von sexualisierter Gewalt als andere. Wie kann man sie schützen?

## 9 Mobbing und Schulsozialarbeit

Wird ein Kind systematisch erniedrigt oder Opfer physischer Gewalt in der Schule, müssen alle Stellen gemeinschaftlich vorgehen.

## 10 Armut zum Wegsehen

Anders als der Abstieg des Mittelstands sind prekäre Lebenswelten und strukturelle Not selten Thema in den Medien. Warum eigentlich?

## 16 Klassismus und Soziale Arbeit

Mehr politisches Bewusstsein und fundierte Klassenanalysen fordert unsere Gastautorin.

## 22 Die Wahrheit hinter der Lüge

Auch wer lügt, kann recht haben. Das sollten Sozialarbeitende lernen.

## 24 Zuerst ein Dach

Bei «Housing First» wird Wohnen als ein Menschenrecht verstanden. Dieser Ansatz findet auch in der Schweiz Anklang.

RUBRIKEN

- 4 **NOTIERT**  
Neues aus dem Departement Soziale Arbeit
- 18 **INTERVIEW**  
mit Heidi Steinegger und Samuel Keller über unbedingten Kinderwunsch und den Sinn von Adoption
- 28 **ALUMNI**  
Luzia Baumann auditiert Institutionen für Menschen mit Behinderung
- 29 **SOZIPEDIA**  
Eine Kolumne über Fachbegriffe auf Abwegen
- 30 **INTERNATIONAL**  
von Denise Bolli über Jugendarbeit in Tansania
- 31 **VERANSTALTUNGEN**
- 32 **CARTOON**  
von Lawrence Grimm

STUDIE

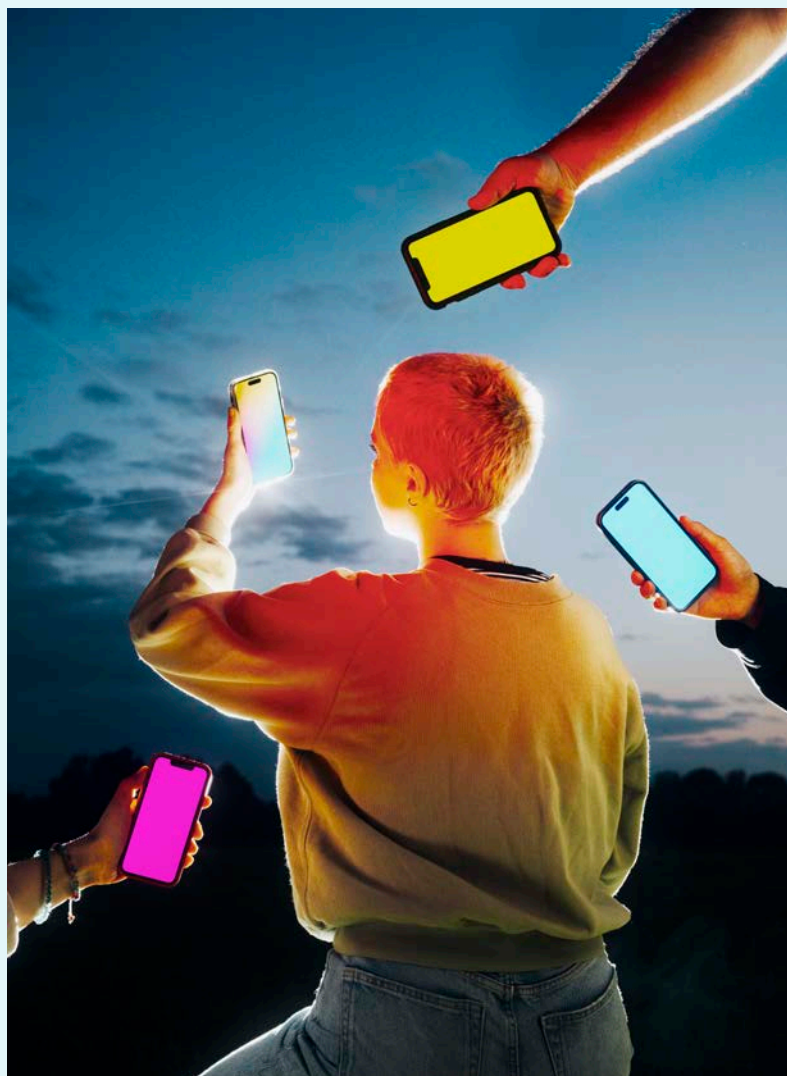
## Zukünftiger Bedarf an Opferhilfe

Im Auftrag der Opferhilfestelle des Kantons Zürich ermittelte die ZHAW Soziale Arbeit den aktuellen und zukünftigen Leistungsbedarf. Das neunköpfige Forschungsteam orientierte sich dabei an den Opferbedürfnissen. Etwa 80 % der Befragten haben schon einmal von der Opferhilfe gehört. Ehemalige Adressat:innen der Beratungsstellen und des Frauenhauses sind mit der Qualität der erhaltenen Leistungen grösstenteils zufrieden. Mängel in der Opferberatung lassen sich mehrheitlich durch Zeitdruck und Ressourcenengpässe begründen. Zu den Empfehlungen gehören unter anderem eine bessere Sichtbarkeit des Angebots, vor allem bei marginalisierten Gruppen, sowie eine stärker diversitätssensible Ausgestaltung der Opferhilfe. Der vollständige Bericht ist in der ZHAW digitalcollection verfügbar.

TREND-PLATTFORM

## Zürich Sozial

Zunahme psychischer Erkrankungen, steigende Wohnungsnot und -preise sowie eine überbordende Administration: Diese Themen wurden im digitalen Beteiligungsformat «Trend-Monitor» der ZHAW Soziale Arbeit als sogenannte Top-Trends identifiziert, bei denen die Teilnehmenden dringenden Handlungsbedarf sehen. Der «Trend-Monitor» ist Teil der interaktiven Plattform «Zürich Sozial» und wurde erstmals von April bis Ende Mai 2024 durchgeführt. Im Herbst wird das Team von «Zürich Sozial» nun diese Trend-Spotlights aufnehmen und in weiteren Beiträgen wie Expert:innen-Chats, thematischen Dossiers, Videos und Vernetzungsmöglichkeiten aufgreifen. Unter [zhaw.ch/zuerich-sozial](http://zhaw.ch/zuerich-sozial) finden sich alle Informationen zur Trend-Plattform.



WEITERBILDUNG

## Was tun gegen Hate Speech?

Bei einer schweizweiten Umfrage hat rund die Hälfte aller Jugendlichen angegeben, mehrmals pro Woche im Internet auf Hate Speech zu stossen. Das war vor drei Jahren. Seither nimmt die tägliche Internetnutzung zu. Damit steigt auch das Risiko von digitaler Hassrede. Diskriminierung, Abwertung und Drohungen sind ein wachsendes Problem in digitalen Lebenswelten, sei es in den Kommentarspalten von Zeitungen, auf Messenger-Diensten oder auf Social-Media-Plattformen. Im neuen Weiterbildungskurs Basiswissen Hate Speech lernen Fachpersonen aus allen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, wie sie ihre Adressat:innen, sich selbst und ihre Organisation im Umgang mit dem zunehmenden Hass stärken können. Mit fachlichen Inputs, Fallbeispielen und praktischen Übungen werden unter anderem juristische Grundlagen, Shitstorm-Management und Counter-speech-Methoden behandelt. Kursstart: 13. November 2024.

# Von der Gleichstellung zur Akzeptanz

Zu seinem 30-jährigen Bestehen schenkte sich Pink Cross, die Dachorganisation der schwulen, bisexuellen und queeren Männer in der Schweiz, eine wissenschaftliche Studie. Im Mittelpunkt der Untersuchung, die Pink Cross mit einem Team des Instituts für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe der ZHAW Soziale Arbeit durchgeführt hat, standen die Themenbereiche Community, Beziehungen und Politik. Dabei zeigte sich: Eine Mehrheit der Befragten sieht der Zukunft eher optimistisch (57 %) oder sehr optimistisch (12 %) entgegen. Der Optimismus ist aber nicht frei von Sorge. Auf die Frage nach Prioritäten für LGBTIQ+-Organisationen wurde am häufigsten Diskriminierung und Gewalt gegen queere Menschen genannt. Viele Studienteilnehmende befürchten Rückschritte wegen der Zunahme von Hate Crimes und Hassrede. Nachdem bei der rechtlichen Gleichstellung einiges erreicht worden ist, steht nun der Einsatz für die gesellschaftliche Akzeptanz vielfältiger sexueller Orientierungen und Identitäten im Vordergrund. Ebenso neu wie der thematische Fokus war der partizipative Ansatz: Statt über die Community, wurde mit der Community geforscht. Fast 1500 Angehörige der Community haben mitgemacht. Damit handelt es sich um eine der bisher grössten Umfragen in der Schweiz dieser Art. Pink Cross hat die Ergebnisse unter [study.pinkcross.ch](http://study.pinkcross.ch) veröffentlicht.



## DIE ZAHL

# 64 %

**So viele Opfer von Diskriminierung gaben an, auf den Vorfall reagiert zu haben, jedoch nur 7 % meldeten ihn offiziellen Stellen. Die meisten (44 %) sprachen mit Angehörigen.**

Quelle: Erhebung «Diskriminierung und Rassismus in der Schweiz 2023», BfS

# Mehr Skepsis gegenüber dem Staat

Wie stehen die Schweizer:innen zu ihrem Staat? Diese Frage steht im Zentrum der Datenerhebung, die vom Institut für Delinquenz und Kriminalprävention seit 2018 bereits dreimal durchgeführt wurde. Erfasst und über die Erhebungsjahre verglichen wurde dabei eine Reihe an Einstellungen, beginnend von der Demokratiezufriedenheit über die Verschwörungsmentalität bis zu rechten und linken Einstellungen. Ein zentrales Ergebnis der dritten Erhebung ist der Anstieg der staatsverweigernden Einstellungen; diese stiegen zwischen 2018 und 2024 von 1,3 % auf 3,3 %. Diese Entwicklung deutet auf eine zunehmende Skepsis gegenüber staatlichen Institutionen hin. Gleichzeitig ist der Anteil der klar demokratisch eingestellten Personen gesunken, was auf eine Erosion des Vertrauens in demokratische Prozesse hinweist. Die Studie beleuchtet auch die sozialen und demografischen Faktoren, die diese Einstellungen beeinflussen. Es wird aufgezeigt, dass jüngere Menschen und Personen mit niedrigerem Bildungsniveau tendenziell kritischer eingestellt sind gegenüber dem Staat und demokratischen Institutionen. Diese Erkenntnisse sind besonders wichtig für die Gestaltung zukünftiger politischer Strategien und Bildungsprogramme.





# Einschreiten bei Grenzüberschreitungen

Kinder und Jugendliche in sozialpädagogischen Institutionen haben ein erhöhtes Risiko, sexualisierte Gewalt zu erfahren. Ein Forschungsteam der ZHAW Soziale Arbeit hat untersucht, wie das geändert werden könnte.

Text: MIRKO PLÜSS  
Illustration: ALINA GÜNTER

Ein Gespräch unter Mitarbeitenden in einer sozialpädagogischen Institution in der Schweiz. Die Mitarbeitenden diskutieren: Ist es erlaubt, sich beim Gute Nacht sagen neben die Kinder aufs Bett zu setzen? «Ich habe das gerade am Wochenende gemacht», sagt jemand. «Das machen wir oft», sagt eine andere Mitarbeitende. Eine weitere Mitarbeitende hält indes fest: Laut Schutzkonzept der Institution sei es eigentlich verboten, sich aufs Bett zu setzen.

Dieses Gespräch fand im Rahmen des ZHAW-Forschungsprojekts «Institutionelle Prävention vor sexualisierter Gewalt in sozialpädagogischen Institutionen» statt. Es zeigt exemplarisch die Herausforderungen bei der Gestaltung von Nähe und Distanz in sozialpädagogischen Institutionen. Sich aufs Bett zu setzen, mag für eine Betreuungsperson mit langjähriger Beziehung zu einem Kind vielleicht unproblematisch erscheinen. Gerade kleinere Kinder, die jahrelang in einer Institution leben, brauchen auch Körperkontakt. Doch was bedeutet es für die Prävention sexualisierter Gewalt, wenn dies von Mitarbeitenden unterschiedlich gehandhabt wird? Können damit Situationen von Nähe ausgenutzt

werden, um Grenzüberschreitungen zu begehen? Es war lange ein blinder Fleck in der Forschung: Kinder und Jugendliche, die in sozialpädagogischen Institutionen leben, sind laut internationalen Studien einem erhöhten Risiko ausgesetzt, Betroffene sexualisierter Gewalt zu werden. Diese kann sowohl durch die Mitarbeitenden und die Heimleitung als auch durch Gleichaltrige ausgeübt werden. In der Schweiz gibt es dazu kaum Untersuchungen. Meist ist sexualisierte Gewalt in sozialpädagogischen Institutionen oft nur bei Einzelfällen Thema. Oder es kommt lediglich dann zur Sprache, wenn Missbrauchsfälle aus früheren Jahrzehnten aufgearbeitet werden.

## Teil eines nationalen Aktionsplans

Was sind Schutz- und Risikofaktoren sexualisierter Gewalt in sozialpädagogischen Institutionen? Welche Strukturen wirken begünstigend? Was kann getan werden, um Betroffene künftig effektiv zu schützen? Mit solchen Fragen beschäftigen sich die Forschenden verschiedener Institute der ZHAW Soziale Arbeit in ihrem Projekt. Geleitet wird es von Lea Hollenstein vom Institut für Sozialmanagement, finanziert vom Eid-

genössischen Büro für Gleichstellung. Das Projekt läuft in allen Landesteilen und ist Bestandteil des Nationalen Aktionsplans des Bundes gegen sexualisierte Gewalt. Die Ergebnisse werden im Frühling 2025 präsentiert, doch Teilberichte geben bereits jetzt einen Einblick. So wurde in einem von Daniela Reimer vom Institut für Kindheit, Jugend und Familie und Lea Hollenstein geleiteten Projektmodul untersucht, welche Konzepte zu Gewaltschutz und Sexualpädagogik in sozialpädagogischen Institutionen in der Schweiz vorhanden sind. In einem anderen Modul wurde analysiert, welche Konzepte zu Gewaltschutz und Sexualpädagogik in sozialpädagogischen Institutionen in der Schweiz vorhanden sind. Neben der Analyse dieser Konzepte führten die Forschenden mit Mitarbeitenden Gruppendiskussionen wie die eingangs erwähnte sowie Interviews mit Leitungspersonen durch.

«Bei den ausgewählten Institutionen war ein grosses Interesse da, sich dem Thema zu widmen», sagt Susanne Businger vom Institut für Kindheit, Jugend und Familie. Die Ergebnisse sind durchzogen: «Wir sind auf Mängel gestossen und teilweise auch auf unzureichende Vorstellungen, wie sexualisierter Gewalt begegnet werden kann.» Laut dem Bericht ist die Gewaltschutzpraxis in zwölf eingehend untersuchten Institutionen sehr heterogen. Einige würden vorbildlich mit dem Thema umgehen, sagt Businger: «Da wurde sexualisierte Gewalt mit den Mitarbeitenden regelmässig reflektiert und zusammen mit einer Fachstelle ein griffiges Schutzkonzept ausgearbeitet.» Doch andernorts fehle es an grundlegendem Wissen in Bezug auf Sexualpädagogik und sexualisierte Gewalt. Einige Heimleitende äusserten, mit Vorerfahrungen sexualisierter Gewalt bei Jugendlichen überfordert zu sein. Die Institutionen verweisen jeweils darauf, dass neue Mitarbeitende einen Strafregisterausgang vorweisen müssten. Und auf Verhaltensgrundsätze, die in Schutzkonzepten definiert sind. Die Ergebnisse der ZHAW-Forschenden zeigen, dass solche Konzepte zwar meist vorhanden sind, den Mitarbeitenden jedoch teilweise

«Von Studierenden in Praktika hören wir immer wieder, dass sie sich bei dem Thema sehr unsicher fühlen und nicht wirklich darauf vorbereitet werden.»

nicht bekannt sind oder im Berufsalltag wenig Bedeutung haben.

Der Bericht spricht ein weiteres Problem an: «Häufig ballt sich viel Macht bei der Heimleitung, und zum Teil wird nur unzureichend reflektiert, dass auch Heimleitende Grenzüberschreitungen oder sexualisierte Gewalt begehen können.» In einer kleinen Institution war man der Ansicht, dass sexualisierte Gewalt gerade durch die Kleinräumigkeit verhindert werde, da Übergriffe kaum verheimlicht werden könnten. «Aussagen wie diese deuten auf einen blinden Fleck hin», sagt Susanne Businger. Denn eine mögliche Strategie von Tatpersonen sei es ja gerade, vor einer Grenzverletzung viel Nähe herzustellen. Zudem verhindert oftmals der Ressourcenmangel die Präventionsarbeit. So sind nicht bei allen Institutionen beim Nachtdienst mehrere Mitarbeitende auf der Gruppe. Doch auch unabhängig von den Ressourcen empfiehlt Businger allen Institutionen, ein Schutzkonzept mit einer Fachstelle zu erarbeiten: «Damit können Handlungsanweisungen für den Alltag festgelegt und reflektiert werden. Fehlt ein solches Konzept, macht es dies zusätzlich auch schwieriger, manche Übergriffe von aussen als solche zu erkennen.»

#### **Mögliche Betroffene befragt**

Ein weiterer Fokus des Forschungsprojekts liegt auf einer quantitativen Onlinebefragung von möglicherweise Betroffenen. Sie fand im Frühling 2024 statt und wurde von Dirk Baier vom Institut für Delinquenz und Kriminalprävention verantwortet. Teilnehmen konnten Erwachsene, die sich als Kind oder Jugendliche:r in einer sozialpädagogischen Institution aufgehalten haben. Dies unabhängig davon, ob sie selbst sexualisierte Gewalt erfahren haben oder nicht. Primäres Ziel der Umfrage war es nicht, Prävalenzschätzungen vorzunehmen, also Aussagen darüber zu treffen, wie häufig sexualisierte Belästigungen und Übergriffe in Einrichtungen für Kinder und Jugendliche in der Schweiz überhaupt vorkommen – auch wenn solche Zahlen anhand der Daten erarbeitet werden könnten. «Die Forschung in unseren

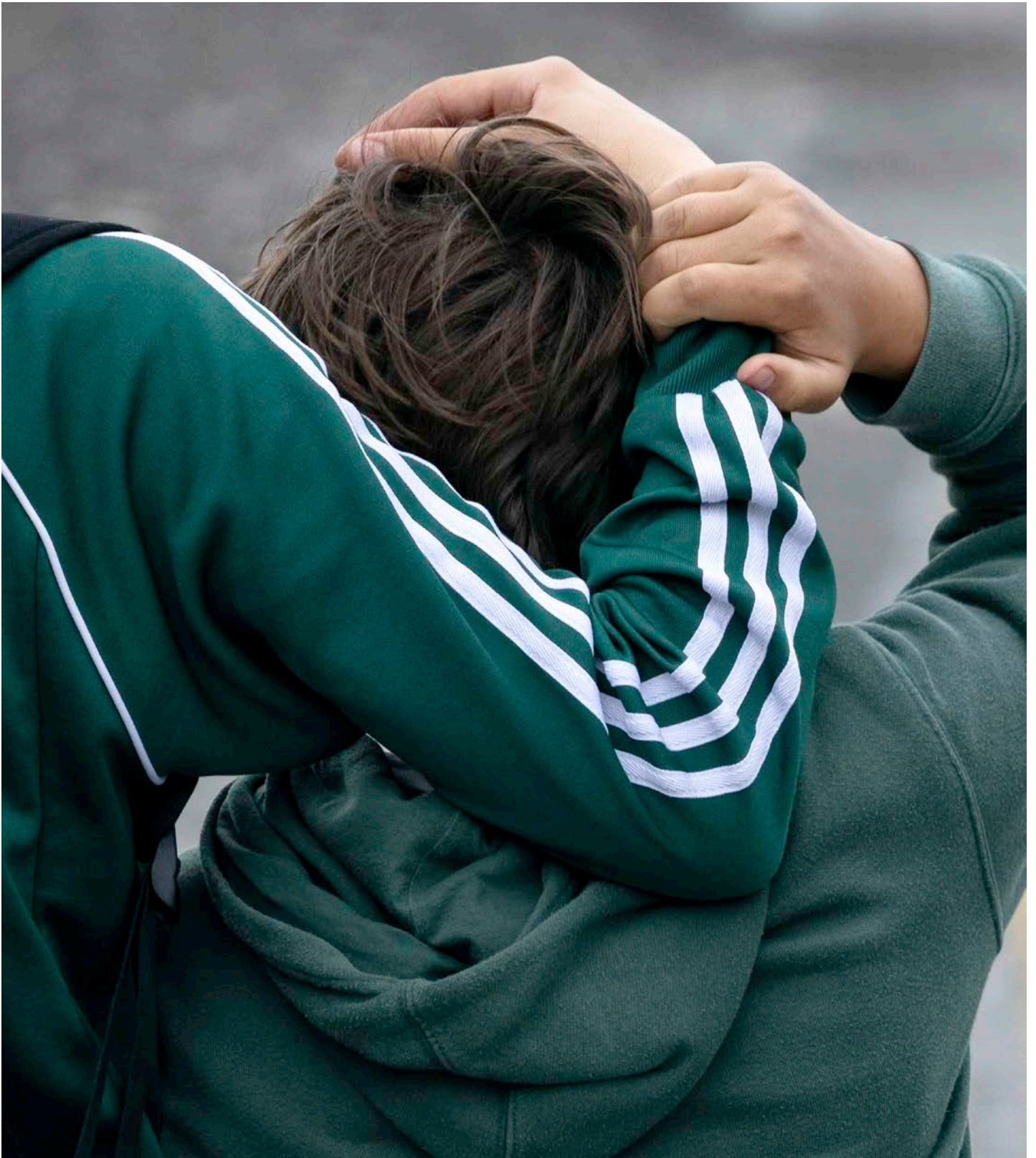
Nachbarländern zeigt, dass Missbrauch im Umfeld von Kinder- und Jugendlichen verbreitet ist», sagt Baier. «Es wäre also nicht überraschend, wenn wir ebenfalls auf entsprechende Missbrauchsfälle stossen.» Ihn interessieren bei der Umfrage vor allem andere Aspekte, sagt Baier: «Wie haben die Betroffenen reagiert? Haben sie Anzeige erstattet? Und falls nicht, weshalb?». Zudem erhebe man auch die Reaktionen der Organisationen auf Übergriffe.

#### **Zu wenig beratende Stellen**

«Es geht uns darum, mögliche Opfer zu schützen», sagt Lea Hollenstein. Gleichzeitig sei es auch das Ziel, Mitarbeitende in sozialpädagogischen Institutionen zu stärken. Denn für sie ist sexualisierte Gewalt an oder durch Bewohner:innen eine grosse Herausforderung. «Von Studierenden, die Praktika absolvieren, hören wir immer wieder, dass sie sich bei dem Thema sehr unsicher fühlen und nicht wirklich darauf vorbereitet werden», so Hollenstein. Die Kinder und Jugendlichen können dabei sowohl Opfer als auch Tatpersonen sein. Viele von ihnen kommen bereits mit Vorerfahrungen in ein Heim. In Deutschland wurde versucht, bei einer landesweiten Befragung Zahlen zu erheben. Unter dem Titel «Sexuelle Gewalterfahrungen von Jugendlichen in Heimen und Internaten» wurden 2018 die Ergebnisse publiziert: Über die Hälfte der Jugendlichen in Jugendhilfeeinrichtungen und Internaten hat bereits sexuelle Gewalt erfahren. «Es gibt bei der Prävention einen grossen Handlungsbedarf», sagt Lea Hollenstein. Doch nicht nur bei den Institutionen selbst. Die Forscherin wünscht sich auch mehr Aufmerksamkeit aus der Politik: «Sozialpädagogische Institutionen werden mehrheitlich von der öffentlichen Hand finanziert. Bei der Zertifizierung müsste es zukünftig eine Rolle spielen, ob die Institutionen genug zum Schutz der sexuellen Unversehrtheit der Kinder und Jugendlichen unternehmen.» Zudem gebe es bei den Fachstellen einen Mangel: «Es hat zu wenig beratende Organisationen, an die sich Institutionen nach einem Vorfall wenden können.» X



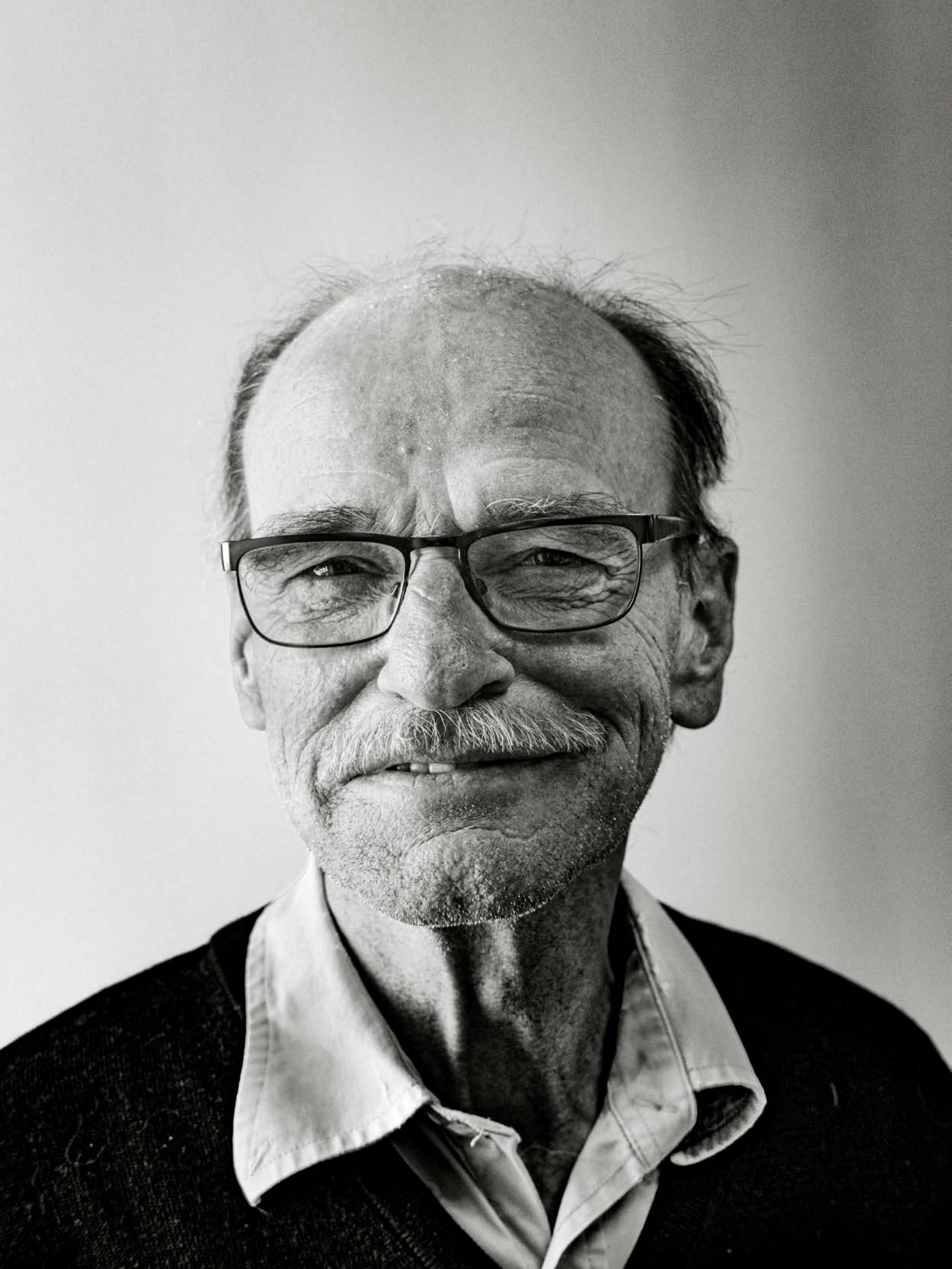




## Mobbing in der Schule

Rund 15 Prozent aller Schulkinder in der Schweiz erleben Formen von Mobbing. Solche Fälle sind oftmals äusserst komplex. Werden sie nicht frühzeitig als solche erkannt, kann sich eine unheilvolle Dynamik entwickeln. Hier sind alle gefordert: die Schulen und die Schulsozialarbeit, aber auch die Erziehungsberechtigten, Letztere insbesondere bei Cybermobbing. Die ZHAW-Dozentin Claudia Bernasconi unterstützt seit vielen Jahren Gemeinden und Schulen beim Aufbau von Schulsozialarbeit und internen Hilfsangeboten für Kinder und Jugendliche. Im Podcast «sozial» erklärt sie, was Mobbing überhaupt ist, was man dagegen tun kann und wie stark Prävention mit der Schulhauskultur zusammenhängt.





# Wen interessiert schon diese Armut?

Sorgen wegen sinkender Kaufkraft sowie die Angst vor sozialem Abstieg im Mittelstand beschäftigen die Medien. Dabei werden prekäre Lebenswelten und strukturelle Not oftmals ausgeblendet.

Text: NINA BRÜESCH

Ist das Thema Armut im Mainstream angekommen? So schien es zumindest in diesem Frühjahr, als sich die Medien über Wochen hinweg damit beschäftigten. Aufgrund der steigenden Lebenshaltungskosten sei nun auch der sogenannte Mittelstand von Armut bedroht; selbst Ausbildung und Arbeitsstelle würden

«Ich wuchs in einem Heim auf, da redete man viel über Gott, aber nicht darüber, wie man mit Geld umgeht. Tatsächlich habe ich mich schon früh massiv verschuldet – und bin es bis heute. Ich habe von Anfang an am Existenzminimum gelebt, war also an die Armut gewöhnt. Bis heute versuche ich, die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Was soll ich gegen etwas kämpfen, auf das ich sowieso keinen Einfluss habe?»  
M. C., 70, Basel

KLAUS PETRUS war Philosophieprofessor an der Universität Bern. Heute arbeitet er als Fotojournalist, Reporter und Co-Leiter des Strassenmagazins «Surprise». Die Fotoporträts zu diesem Artikel stammen aus seinem Langzeitprojekt «Arm in der reichen Schweiz».

nicht mehr vor der Armutsfalle schützen. Die Beispiele armutsbetroffener Menschen, von denen in den Medien zu lesen, sehen und hören war, schreckten auf: Schicksalsschläge wie Erkrankungen, Unfälle, Sucht, Tod von Ehepartner:innen, Kündigung und Scheidung können ein Leben auf den Kopf stellen. Die Porträtierten berichteten von ihrem Alltag, von Sorgen und Ängsten, Verzicht, Ausgrenzungserfahrungen, wenig Perspektiven und vielen Belastungen. Das zeigt, welche Risiken derzeit durch die Ausrichtung des Sozialstaates nicht genügend abgesichert sind und wie diese Menschen weitgehend ihrer Eigenverantwortung überlassen werden. Abstiegsängste ziehen immer weitere Kreise in der Gesellschaft.

Dass Armut in Medien und Öffentlichkeit thematisiert wird, ist wichtig, weil sie dadurch ein Stück weit enttabuisiert wird. Aber: Es werden oftmals diejenigen Lebenswelten vergessen oder gar absichtlich ausgeblendet, die von tiefgreifenden strukturellen gesellschaft-

lichen Problematiken gekennzeichnet sind. Sie sind kein neues Phänomen, kommen aber im medialen und oftmals auch im politischen Diskurs kaum vor, weil dieser sich primär am Mittelstand orientiert.

## Arbeit prekär – Leben prekär

Mit diesen Lebenswelten beschäftigen wir uns am Institut für Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe im Rahmen von qualitativ ausgerichteten Evaluations- und Forschungsprojekten immer wieder. Eines dieser Projekte war unsere qualitative Studie «Förderung der Qualifizierung Erwachsener: armutsgefährdete und -betroffene Personen in ihren Lebenswelten erreichen», die wir 2023 im Auftrag des Bundesamtes für Sozialversicherungen durchgeführt haben. Das Ziel der Studie bestand darin, ein vertieftes Verständnis der Lebenswelten und der (Bildungs-)Bedürfnisse von armutsbetroffenen und -gefährdeten Menschen zu erlangen. Prekäre Lebenslagen sind geprägt durch einen instabilen und



riskanten sozioökonomischen Zustand, das heisst, die Betroffenen leben sowohl in prekären Arbeitsverhältnissen als auch in prekären Lebensverhältnissen. Weder sind sie gänzlich gesellschaftlich integriert noch gänzlich ausgeschlossen. Manche von ihnen bewegen sich schon seit Jahren knapp oder deutlich unter dem Existenzminimum. Die sogenannten *working poor* arbeiten in der Regel, tun dies aber in ungesicherten Arbeitsverhältnissen und zu einem kaum existenzsichernden Lohn.

#### **Keine Absicherung in Krisenfällen**

Wir haben mit Menschen gesprochen, die im Stundenlohn, auf Abruf, mit befristeten Verträgen oder gezwungenermassen zu sehr niedrigen Pensen arbeiten. Meistens gehen sie mehrere Arbeitsverhältnisse parallel ein, um sich finanziell über Wasser zu halten. Auch kann es sein, dass sie 100 Prozent oder mehr arbeiten und das Einkommen trotzdem nicht reicht. Die Personen arbeiten vorwiegend im Niedriglohnsektor, was bedeutet: wenig Geld, wenig sozialversicherungsrechtliche Absicherung und wenig Jobsicherheit. Hinzu kommen gesundheitliche Risiken aufgrund schlechter Arbeitsbedingungen, körperlich harter Arbeit und hoher Tagessolls. Wir haben mit einer verheirateten Frau und Mutter gesprochen; die Familie lebt vom Einkommen des Mannes, der sechs Tage pro Woche unregelmässig tags und nachts in einem prekären Arbeitsverhältnis tätig ist. Sie ist zu einem niedrigprozentigen Pensum bei einem privaten Arbeitgeber beschäftigt. Die Finanzen der Familie bewegen sich unter dem Existenzminimum, eine unvorhergesehene Rechnung könnte nicht bezahlt werden.

Ähnlich geht es einer weiteren Frau, die wir interviewt haben. Sie arbeitet zu einem Stundenlohn von 19 Franken niedrigprozentig am Abend in der Reinigung und pflegt ihren chronisch kranken Mann, der eine kleine IV-Rente erhält. Nachdem ihre günstige Wohnung gekündigt wurde, musste sie in eine deutlich teurere umziehen. Doch nicht nur die Arbeits-, sondern auch die weiteren Lebensverhältnisse können es erschweren,

ein existenzsicherndes Einkommen zu erwirtschaften: schlechte Wohnverhältnisse, Betreuungsaufwand für Kinder, Analphabetismus, gesundheitliche Problematiken, fehlende Ausbildung oder nicht anerkannte Bildungsabschlüsse. Hier handelt es sich also um Personen, die sich nicht nur in einem stetigen oder wiederkehrenden finanziellen Engpass befinden, sondern bei denen teilweise hochkomplexe und verfestigte Problemlagen vorliegen.

Krisen wie die Covid-Pandemie, aber auch krankheitsbedingte Einkommensausfälle oder unerwartete Rechnungen führen eine solche ohnehin schon knapp gelungene Alltagsbewältigung in die Ausweglosigkeit. Finanzielle Rücklagen fehlen bei den meisten. Manchen bleibt der Weg zur Sozialhilfe versperrt, seien dies Sans-Papiers oder Menschen, die aufgrund ihres Aufenthaltsstatus keinesfalls mit dem Sozialamt in Kontakt kommen wollen. Dieser Umstand wird gefestigt durch Misstrauen gegenüber Behörden und Scham über die eigene Situation. Es gibt auch Beispiele, bei denen das unregelmässige Einkommen immer knapp unter, am und dann wieder über dem sozialhilferechtlichen Existenzminimum liegt und bei denen wegen des hohen administrativen Aufwandes auf den geringen Sozialhilfanspruch verzichtet wird.

#### **Aufstiegsprozesse in Gang setzen**

Bei unseren Forschungsprojekten begegnen uns auch immer wieder Menschen mit einer beeindruckenden Anpassungsfähigkeit und grossem Durchhaltewillen. Manchen gelingt es, ihre prekären Lebenslagen zu stabilisieren und – wengleich selten und nur unter günstigen Bedingungen – einen Aufstiegsprozess in Gang zu setzen. Die angewandten Strategien sind vielfältig: Manche Personen können auf Familien- und Communitysolidarität zurückgreifen, andere nutzen nicht-staatliche Angebote von Kirchen oder NGOs, oder sie suchen selbstorganisierte Kollektive und Lebensmittelabgabestellen auf. Wiederum andere vermieten Zimmer unter oder übernehmen Kleinstjobs wie

**Neben vielen  
ausweglosen  
Lebensverhältnissen  
treffen wir auch immer  
wieder Menschen an,  
die uns mit ihrer  
Anpassungsfähigkeit  
beeindrucken.**

«Meine Eltern stritten sich häufig. Wir hatten nicht viel Geld, oft war der Kühlschrank leer. Dann musste ich bei den Nachbarn um Essen bitten. Damit konnte ich nicht umgehen, ich wurde aggressiv. Man steckte mich in ein Heim, aber auch da fand ich mich nicht zurecht. So landete ich mit 14 auf der Strasse. Dass ich von zu Hause keine Vorbilder hatte, wie mit dem Leben umzugehen ist, machte alles nur schwieriger. Inzwischen habe ich mich gefangen, ich habe einen Ort, wo ich duschen und mich ausruhen kann – und genug Geld, um zu essen.»  
N. W., 20, Luzern





NIKE  
1 BOWENMAN DRIVE,  
BEVERLYTON,  
OREGON,  
U.S.A. 71



## Damit sich die Situation für armutsbetroffene und niedrigqualifizierte Menschen bessert, dürfen sie im medialen Diskurs nicht vergessen werden.

«Als die Ehe auseinander ging und ich allein mit meinen Töchtern war, wurde Geldnot zur permanenten Begleiterin. Es ist anstrengend, wenig Geld zu haben, weil man immer darüber nachdenkt, was man kaufen kann, damit es gerade reicht. Das meiste kaufe ich second-hand. In der Schweiz gibt es alles im Überfluss, eigentlich müsste es Armut gar nicht geben. Den Kindern versuche ich ein sichereres Zuhause zu geben. Wenigstens einmal im Jahr möchte ich ihnen einen hübschen Urlaub in Graubünden bieten. Aber manchmal reicht es nicht einmal dafür – was etwas Entwürdigendes hat.»  
M. B., 43, Basel

Kinderhüten in der Nachbarschaft. Und natürlich verzichten diese Menschen auf vieles – auf allen Ebenen. Ein Beispiel für günstige Bedingungen und einen enormen Einsatz persönlicher Ressourcen, das wir im Forschungsprojekt angetroffen haben, ist eine Frau mit Status F. Sie lebt allein in der Schweiz, bewohnt ein preisgünstiges Zimmer, arbeitet bei zwei Temporärbüros und lebt deutlich unter dem Existenzminimum. Doch sie ist sozial stark vernetzt, nimmt an Vereinaktivitäten teil, kennt Unterstützungsangebote und besucht eine Lernstube, um sich Computerwissen anzueignen. Wegen ihres Engagements als freiwillige Köchin hat die Kirche ihr einen SRK-Pflegehelfer:innenkurs finanziert, dank dem sie einen besser bezahlten Job gefunden hat.

### Verspernte Zugänge

Es gibt auch immer wieder Betroffene, welche die ihnen zustehenden Unterstützungsleistungen nicht kennen. Dazu gehören insbesondere Prämienverbilligungen, aber auch Alimenterborschussung, Stipendien oder die Kulturlegi. Oftmals ist die finanzielle und organisatorische Unterstützung für Aus- und Weiterbildungen bei Personen ohne institutionelle Anbindung wenig chancenreich. Wenn sie im Rahmen von Arbeitslosenversicherung oder einem früheren Sozialhilfebezug Unterstützung erhielten, äusserten sie auch, dass ihre Ressourcen und Ziele nicht wahr- und ernstgenommen worden seien und die staatlichen Angebote nicht auf den Aufbau von Beschäftigungsfähigkeit ausgerichtet gewesen wären. Ihre Handlungsspielräume bleiben begrenzt und lassen sich manchmal selbst durch grösstes Engagement nicht erweitern. Weil es in ihrer Situation mit Risiken verbunden ist, staatliche Unterstützungsleistungen in Anspruch zu nehmen – etwa bei Personen mit prekärem Aufenthaltsstatus – bleibt die Hoffnung auf eine bessere Arbeitsstelle aussichtslos. In den 80 Gesprächen, die wir für die Studie «Förderung der Qualifizierung Erwachsener: armutsgefährdete und -betroffene Personen in ihren Lebenswelten erreichen» geführt haben, wurde deutlich, dass verschiedene Hürden den Zugang zu

einer weniger prekären Arbeit erschweren. Geringqualifizierte Menschen oder solche ohne anerkannte Bildungsabschlüsse haben kaum Chancen auf Stellen ausserhalb des prekären Niedriglohnssektors. Entsprechend verlangte Diplome, Zertifikate oder Weiterbildungen sind für viele Betroffene unerreichbar, einerseits aufgrund der Lebenssituation und andererseits aufgrund erschwerter oder sogar versperrter Zugänge zu qualifizierenden Massnahmen. Zu gross ist der Druck, die Existenz eigenständig zu sichern, da sie ihren ausländerrechtlichen Status sichern oder verbessern wollen. Dies kann dazu führen, dass bildungsorientierte Pläne zurückgestellt oder angepasst werden müssen. Die Geburt von Kindern wirkt sich unter diesen Umständen erschwerend auf die Situation aus. Während die Väter mit einem möglichst hohen Pensum im Niedriglohnssektor versuchen, das Einkommen zu sichern, verharren die Mütter in kleineren Arbeitspensen, da sie den Grossteil der Care-Arbeit übernehmen. Dabei verpassen beide Elternteile die Möglichkeit, Bildungspläne aufzunehmen, um ihre Situation langfristig zu verbessern.

Damit armutsbetroffene und -gefährdete, niedrigqualifizierte Menschen unterstützt, entlastet und befähigt werden können, braucht es zum einen den Abbau von strukturell bedingten Problematiken und Ungleichheiten: existenzsichernde Löhne, weitere finanzielle Entlastungen sowie Verbesserungen in Wohn- und Familienpolitik. Zum anderen braucht es niederschwellige Beratungsangebote, um das Wissen über und die Orientierung innerhalb der Unterstützungsangebote zu verbessern. Voraussetzung dafür ist, diese Menschen als Teil unserer Gesellschaft zu sehen und sie im (medialen) Diskurs nicht zu vergessen. Ihre Lebenswelten müssen sichtbar gemacht werden, damit hingeschaut werden kann. ✕

NINA BRÜESCH ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der ZHAW Soziale Arbeit. Sie arbeitet in Forschungs- und Entwicklungsprojekten zu Armut und Migration, unter anderem für die Studie «Förderung der Qualifizierung Erwachsener: armutsgefährdete und -betroffene Personen in ihren Lebenswelten erreichen».

# Let's talk about class

Klassendenken ist entscheidend für die Chancen in unserer Gesellschaft. Soziale Arbeit sollte sich kritischer damit befassen, als sie es tut, findet unsere Gastautorin.

Text: SUSANNE BECKER



Die professionelle Praxis der Sozialen Arbeit im staatlichen Auftrag – im Gegensatz zur Freiwilligenarbeit – stützt sich auf Gesetze und Reglemente. Diese stufen Menschen als (nicht) anspruchsberechtigt oder als (nicht) hilfsbedürftig ein. Solche Kategorisierungen sind mit dominanten Vorstellungen von Normalität, Handlungsfähigkeit oder Abhängigkeit verflochten. Wenn Sozialarbeitende vor diesem Hintergrund die Bedeutung der Klassenunterschiede ausblenden, tappen sie in die Falle des Klassismus.

Was ist Klassismus? Es ist die strukturelle Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres sozialen oder ökonomischen Status, beispielsweise armutsbetroffene Menschen und Erwerbslose. Aber sie kann auch Erwerbstätige oder Angestellte treffen. Wie bei anderen Formen der Diskriminierung umfasst Klassismus drei Ebenen: die institutionelle, die kulturelle und die individuelle.

Auf der institutionellen Ebene bewegt sich Soziale Arbeit heute in den Rahmenbedingungen eines aktivierenden Sozialstaates. Dazu gehören reduzierte Sozialleistungen für Armutsbetroffene und Erwerbslose, verschärfte Anspruchsvoraussetzungen und Sanktionsmöglichkeiten sowie verkürzte Bezugszeiten. Die individuelle Lebenssituation, die subjektiven Erfahrungsräume und persönlichen Lebensentwürfe fallen dem Druck zur raschen Eingliederung vermehrt zum Opfer. Während oftmals nur eine prekäre berufliche Integration erreicht wird, gibt es zugleich eine Gruppe von Langzeiterwerbslosen, die als nicht mehr arbeitsmarktfähig gelten. Diese Personen, die teilweise in Sozialfirmen oder Beschäftigungsprogrammen arbeiten, erleben eine gravierende soziale Abwertung.

## Stereotype Darstellungen

Zudem schreibt der aktivierende Sozialstaat die Verantwortung für nicht gelingende berufliche Integration den Individuen zu. Diese Individualisierung von sozialen Problemlagen übersetzt sich in der Sozialen Arbeit durch einen Fokus auf Einzelfallhilfe und Therapeutisierung sowie den Rückzug der Gemeinwesenorientierung. Zugleich lässt sich eine



Einteilung in aktivierbare sowie nicht aktivierbare (oder -willige) Adressat:innen beobachten. Die traditionelle Unterteilung in unverschuldete und selbst verschuldete Arme verbindet sich mit einem stigmatisierenden Urteil über jene Personen, die aufgrund fehlender Bildung oder charakterlicher Eigenschaften auf dem Arbeitsmarkt scheinbar nicht (mehr) gebraucht werden können.

Diese Veränderungen auf institutioneller Ebene gehen mit der Diffusion von abwertenden Begriffen, Bildern und Stereotypen auf der kulturellen Ebene einher. Gewisse mediale und politische Diskurse etablieren ein klassistisches Sprechen über armutsbetroffene und erwerbslose Menschen. Die Unterstellung von Faulheit und Arbeitsunwilligkeit sowie die Skandalisierung von Sozialbetrug durch Empfänger:innen von Sozialleistungen sind nur die Spitze des Eisbergs. Mit diesem medialen Diskurs gehen auch klassistische Bewertungen einher, die Menschen, ihren Geschmack und ihre Vorlieben sowie ihre Lebensweisen als von den gutbürgerlichen Normen der Mittelschicht abweichend stigmatisieren. Armutsbetroffene Menschen werden häufig als unqualifiziert, zu wenig flexibel oder einem ungesunden Lebensstil folgend beschrieben. Auch in der Politik zirkulieren diese stereotypen Darstellungen, denen zufolge die Lebensweisen und (falschen) Lebensentscheidungen dieser Menschen verantwortlich für ihre prekäre Situation wären. Der Soziologe Stefan Wellgraf bezeichnet diese Verbindung eines niedrigen Status mit sozialer Geringschätzung in seinem Buch «Hauptschüler» (2012) als «gesellschaftliche Produktion von Verachtung».

Der aktivierende Sozialstaat bleibt auch auf individueller Ebene in der Praxis der Sozialen Arbeit nicht wirkungslos. So finden sich Spuren des Diskurses über Armut und Arbeitslosigkeit in Einstellungen und Sichtweisen von Sozialarbeitenden. Sie sind nicht davor geschützt, abwertende Begriffe und Bilder zu verinnerlichen, die sich auf institutionalisierter und auf kultureller Ebene verfestigt haben. Selbst wohlwollend gemeinte Worte oder Angebote

können auf unreflektierten Annahmen zu Hilfsbedürftigkeit oder mangelnden Ressourcen beruhen, die abwertenden Charakter haben und einer problematischen Klientelisierung Vorschub leisten. Solche Einstellungen können sowohl in der Kommunikation mit den sowie über die Adressat:innen hörbar werden. Zusätzlich laufen Sozialarbeitende Gefahr, die durch einen aktivierenden Sozialstaat vorgegebenen Kategorisierungen der Adressat:innen in die (nicht) Aktivierbaren, die Unwilligen oder die Chancenlosen zu verinnerlichen. Diese Einteilung geht in der Praxis mitunter einher mit einer moralischen Bewertung darüber, wer Hilfe verdient und wer nicht.

#### **Mehr Bewusstsein**

Wo aber könnte eine klassismuskritische Soziale Arbeit ansetzen? Zum einen sollte die Soziale Arbeit wieder politischer werden. Fundierte Klassenanalysen und das Wissen über strukturelle Ursachen sozialer Ungleichheiten müssen im Studium der Sozialen Arbeit vermittelt werden. Es braucht eine kritische Auseinandersetzung mit der Terminologie des aktivierenden Sozialstaates und den vorherrschenden Klassifikationen des Sozialwesens sowie ein Bewusstsein dafür, dass auch Methoden und Theorien der Sozialen Arbeit klassistischen Trends unterliegen können. Auf individueller Ebene sollten sich Fachkräfte weiterbilden und mit ihren eigenen Verstrickungen in klassistische Strukturen auseinandersetzen. Dazu gehört auch, sich der eigenen Klassenposition bewusst zu werden und sich mit der Frage auseinanderzusetzen, was der Klassenunterschied zwischen Fachpersonen und Adressat:innen für die Beziehungsarbeit und die Herstellung von Verständnis und Vertrauen bedeutet. Häufig sind etwa Bewertungen darüber, was Sozialarbeitende für die Adressat:innen als erstrebenswert erachten (z.B. betreffend Erwerbstätigkeit, Bildung, Erziehung und Freizeitaktivitäten) in unreflektierte und klassenspezifische Bewertungsstrukturen eingelassen. Um sich dessen bewusst zu werden, braucht es institutionalisierte Reflexions- und Diskussionsräume. X

#### **Neue Eventreihe: «Forum S»**

Im Herbst 2024 startet an der ZHAW Soziale Arbeit die neue Veranstaltungsreihe «Forum S – Diskurs Reflexion Kritik». In diesem Format werden aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Fragen mit Gäst:innen diskutiert. «Forum S» fördert fachliche Reflexion und kritischen Diskurs. Die Veranstaltung richtet sich an Studierende, Mitarbeitende, Fachpersonen aus der Praxis sowie weitere Interessierte, die sich mit der Disziplin und Profession der Sozialen Arbeit auseinandersetzen.

SUSANNE BECKER lehrt im Studiengang Soziale Arbeit an der IU Internationale Hochschule in Deutschland. Die Soziologin leitet Workshops zu Klassismus und ist Social Justice & Diversity Trainerin. Becker ist die erste Gästin der neuen Veranstaltungsreihe «Forum S».





HEIDI STEINEGGER

MIT



SAMUEL KELLER

---

# «Adoption ist eine Massnahme für den Kinderschutz»

Warum wünschen sich Paare Kinder? Weshalb interessieren wir uns so sehr für unsere biologische Herkunft? Und wann wird das wichtig im Leben eines Menschen? Die Leiterin der Kantonalen Zentralbehörde Adoption und ein Adoptionsforscher geben Auskunft.

Interview: REGULA FREULER

Illustrationen: ELISABETH MOCH

## Welche Bedeutung hat heute ein Kind für seine Eltern?

**HS** Darüber sprach ich erst kürzlich mit meinem Sohn, als er zum zweiten Mal Vater wurde. Er sprach von Freude, Glück und der Anregung, die Welt mit anderen Augen zu sehen und fasste zusammen: «Sehr egoistisch. Ich stille meine individuellsten Bindungsbedürfnisse.» Das ist eine Seite, die mir im Berufsalltag auch immer wieder begegnet – all diese Dinge, die sehr vom Individuum mit Kinderwunsch getrieben sind.

**SK** In der Zürcher Adoptionsstudie, einer Langzeitstudie, die wir 2009 begonnen und nach drei Befragungswellen dieses Jahr abgeschlossen haben, stellten wir den Adoptiveltern diese Frage indirekt auch. Anders als biologische Eltern, müssen sich Paare dazu äussern, die sich in der Eignungsabklärung zu Adoptiveltern befinden. Manche wollen sich damit einen lang ersehnten Kinderwunsch erfüllen. Andere wiederum möchten damit einem Kind trotz schwieriger Startbedingungen eine Familie ermöglichen.

## Das heisst, Adoptiveltern setzen sich intensiver mit dieser Frage auseinander als biologische Eltern?

**SK** Mehrheitlich ja. Sie setzen sich aber auch damit auseinander, was die Behörden zu dieser Frage wohl am liebsten hören möchten. Auch ein Unterschied zu biologischen Eltern: Diese beschäftigen sich vor allem in den Monaten, bis sie Kinder bekommen, intensiv mit der Kinderfrage. Bei Adoptiveltern gibt es mehrere Phasen, die zumeist Jahre vor der Adoption beginnen, aber auch immer wieder nach der Adoption auftauchen. Über die Zeit können so laufend neue Fragen an die Bedeutung des Kindes entstehen. Wir haben das in den Analysen der ersten Befragungswelle 2009/2010 die «Trichter-Metapher» genannt.

## Was ist damit gemeint?

**SK** Diese Metapher drückt aus, dass viele Paare, die schliesslich ein Kind zur Adoption aufnehmen können, sich davor meistens mehrere Jahre mit Kinderwunschfragen – ansonsten nach wie vor ein tabuisiertes Thema – intensiv auseinandergesetzt haben; theoretisch, biografisch, gesellschaftlich. Wenn ihnen dann schliesslich ein Kind innerhalb weniger Wochen zugesprochen wird, stehen sie vor der grossen Aufgabe, die so entstandenen Erwartungen an sich, das Kind und die Familie, an den kleinen Menschen und die neuen Realitäten anzupassen. Da kann man sich wie in einem engen Trichter vorkommen

# «Die gewachsene gesellschaftliche Offenheit gegenüber Mehrfachelternschaften macht mich enorm glücklich.»

HEIDI STEINEGGER

zwischen dem Kind als Objekt und Subjekt, zwischen dem Explizieren von Privatem und dem Suchen nach Privatheit oder zwischen der Elternschaft als Theorie oder Ideal und Elternschaft als Realität.

## Inwiefern beeinflussen adoptierte Kinder, welche Bedeutung sie für ihre Eltern haben?

**HS** Für sie reduziert sich die Frage im Prinzip darauf: «Geht es um mich oder geht es um meine Eltern, die ihre eigenen Wünsche realisieren wollen?» Diese Frage wird mit zunehmendem Alter mächtig.

## Beschäftigen sich adoptierte Kinder häufiger oder intensiver mit der Frage, welche Bedeutung sie für ihre Adoptiveltern haben, als Kinder ihrer biologischen Eltern?

**HS** Diese Frage beschäftigt grundsätzlich alle Kinder, aber bei Adoptierten gibt es eben potenziell folgenreiche Hypothesen, an denen sie hängen bleiben. Zum Beispiel: «Meine biologische Mutter wollte mich nicht, weil ich so aussehe, wie ich aussehe.» Oder wenn es Probleme zwischen Adoptivkindern und -eltern gibt, ist die Annahme «Es ist so, weil ich adoptiert bin» beziehungsweise «... weil unser Kind adoptiert ist» einfacher, als wenn die Eltern einen Erziehungsfehler bei sich suchen müssten.

**SK** In unserer Forschung haben wir den Ursprung solcher Hypothesen als «Black box» zusammengefasst. In der dritten und letzten Welle der Zürcher Adoptionsstudie, deren vollständige Ergebnisse wir Ende Oktober der Öffentlichkeit präsentieren werden, haben wir unter anderem

HEIDI STEINEGGER ist Leiterin der Zentralbehörde Adoption des Kantons Zürich, der sie seit 2003 vorsteht. Sie ist unter anderem zuständig für Eignungsabklärungen künftiger Adoptiveltern und die Herkunftssuche sowie im Auftrag der KESB für Abklärungen bei Stiefkindsadoptionen und das Führen von Mandaten für Kinder, die zur Adoption frei gegeben werden sollen.

SAMUEL KELLER ist Dozent und Forscher am Institut für Kindheit, Jugend und Familie und spezialisiert auf Bedingungen des Aufwachsens und Konzepte des kindlichen Wohls. Er ist Co-Leiter der Zürcher Adoptionsstudie, die von 2009 bis 2023 drei Erhebungswellen umfasst.



sowohl mit adoptierten Kindern und Jugendlichen gesprochen, die sich mit ihrer Herkunft beschäftigen wollen, als auch mit solchen, die das nicht wollen. Denn sie sind sich durchaus darüber bewusst, dass sie dabei auf eine Katastrophe stossen könnten, etwa, dass ihr biologischer Vater ihre Mutter vergewaltigt hat.

## **Was hat sich seit dem Start der Adoptionsstudie 2009 im Bereich Familie und Adoption verändert?**

**HS** Sehr viel! Seit 2018 ist die Stiefkindadoption, die dem Kindeswohl entspricht, für Personen legal, die seit drei Jahren einen gemeinsamen Haushalt teilen und bei denen ein Elternteil der rechtliche Vater oder die rechtliche Mutter ist. Sie ist nicht mehr nur eine Möglichkeit für verheiratete Personen mit einem genetischen Elternteil. Seit 2022 gibt es die «Ehe für alle». Sie ermöglicht, dass verheiratete gleichgeschlechtliche Paare gemeinsam ein Kind adoptieren können. Ebenso haben nun gleichgeschlechtlich liebende und verheiratete Frauen Zugang zur künstlichen Befruchtung in Schweizer Samenbanken. In den 21 Jahren, in denen ich die Zentralbehörde Adoption geleitet habe, hat die gesellschaftliche Offenheit gegenüber Mehrfachelternschaften enorm zugenommen. Das macht mich enorm glücklich, weil es nahe am kindlichen Alltag und ein Beitrag zur Gleichstellung ist.

## **Ist es heute einfacher, ein adoptiertes Kind zu sein, als noch in den Nullerjahren?**

**HS** Nein, aber was sich stark geändert hat, ist das Motiv von Paaren, ein Kind adoptieren zu wollen. Früher stand der Wunsch, Eltern zu werden, im Zentrum. Heute gehört auch der gesellschaftliche Auftrag dazu, Kinder- und Jugendhilfe zu leisten. Das ist gut so, und ich kann es nicht oft genug betonen: Adoption ist eine Massnahme für den Kinderschutz.

**SK** Bis in die 1980er-Jahre galt es in Fachkreisen als das Beste, über eine Adoption – sofern sie nicht sichtbar war – zu schweigen. Von der Idee einer bürgerlichen Normalfamilie abzuweichen, galt damals noch deutlicher als Stigma. Heute sehen wir vermehrt selbstbewusste Adoptiveltern. Das kann befreiend sein für ein Kind und ihm helfen, sein «Anderssein» mit Stolz zu leben. Aber es kann auch als Bürde empfunden werden, zum Beispiel weil man das Gefühl hat, dass die Eltern mit der Adoption primär ihre eigene Weltoffenheit und damit ihre eigene Besonderheit ausstellen wollen.

## **Eine Adoption als politisches Statement quasi?**

**SK** Auf Hinweise für solche unausgesprochenen Motive sind wir auch gestossen in der Studie. Was dabei in Vergessenheit geraten kann: Wenn das soziale Umfeld abwehrend oder gar rassistisch reagiert, kann das zur grossen Belastung werden. Da können Adoptiveltern noch so entspannt eingestellt sein. Es gab mindestens zwei Familien in unserer Untersuchung, die deswegen den Wohnort wechseln mussten. So viel zur gesellschaftlichen Offenheit in der Schweiz.

## **Woran liegt es, dass adoptionswillige Paare heute anders eingestellt sind als früher?**

**HS** In erster Linie hängt dies mit der strengeren Regulierung von Adoptionen sowie mit der Aufklärung irregulärer oder illegaler Adoptionen bis in die 1980er-Jahre zusammen. Leider kommt das Egoistische, also der starke Fokus auf Selbstverwirklichung durch ein Kind, mit der Leihmutterchaft wieder durch die Hintertüre herein.

## **Sind die Hürden in der Schweiz heute also zu hoch für eine Adoption?**

**HS** Es gibt einfach keine befriedigende Antwort für unfruchtbare Paare mit Kinderwunsch in der Schweiz. Immer mehr Länder werden gesperrt, weil Irregularitäten aufgedeckt werden oder Adoptionsverfahren aus politischen Gründen nicht möglich sind, etwa in Russland und der Ukraine. Darum umgehen immer mehr Paare das Verbot über eine Leihmutterchaftsadoption. Allein im Kanton Zürich behandelte das zuständige Gemeindeamt im Jahr 2023 insgesamt 20 Fälle, während es 2012 erst zwei waren.

## **Entschärfen die Möglichkeit, Eizellen einzufrieren, beziehungsweise der Zugang zu Samenbanken denn nicht ein wenig dieses Problem?**

**HS** Sind beide Teile eines Paares unfruchtbar oder können aus anderen Gründen biologisch keine Kinder zeugen, ändern diese Optionen nichts. Dazu kommt: Natürlich ist die anonyme Samenspende in der Schweiz seit 2001 verboten, und Spender müssen sich in einem Register eintragen lassen. Diese Daten werden 80 Jahre lang aufbewahrt. Aber wenn man sagt, dass Kinder ein Recht darauf haben, ihre biologische Herkunft zu erfahren, dann müsste man konsequenterweise Eltern dazu verpflichten, ihre mit einer Spermaspende gezeugten Kinder darüber zu informieren. Die aktuelle Rechtslage lässt dies völlig offen. Das bedauere ich sehr.

**SK** Wir können es nur vermuten, aber es gibt Hinweise darauf, dass Spermiaspenden immer noch häufig verschwiegen werden. In der Schweiz können auf diese Weise gezeugte Kinder nach 18 Jahren Auskunft über die Daten ihres Spenders anfordern. Das ist also seit 2019 möglich. Bis Ende 2023 gingen lediglich sechs Auskunftsbegehren ein – und das, obwohl jedes Jahr mehrere Tausend Kinder aus Spermiaspenden geboren werden. Was ich für die Perspektive der Kinder auch problematisch finde: Spender können eine Kontaktaufnahme verweigern.

**Warum können Kinder erst mit 18 Auskunft verlangen? Das ist nicht in allen Ländern so.**

**HS** Der Grund ist, dass sonst Vaterschaftsklagen erhoben werden könnten. In der Schweiz fokussiert man eben immer noch stark auf die biologische Herkunft und redet zu wenig über mehrfache Elternschaft, «Ehe für alle» hin oder her. Aber das liesse sich gesetzlich ändern. Es wäre auch nötig, denn 18 ist viel zu spät.

**SK** Dem kann ich nur beipflichten. Die Forschung zeigt klar, dass einige Kinder schon sehr früh nach ihrer Herkunft fragen, manchmal konkrete Fragen zum «Bauchmami» haben oder zu möglichen Gründen für ihre Adoptionsfreigabe, öfter aber fragen sie indirekt.

**Wie wichtig ist für ein Kind das Wissen über seine biologische Herkunft?**

**HS** Ich habe noch keine adoptierte Person erlebt, die sich niemals Gedanken darüber gemacht hat, woher sie kommt. Es ist ein urmenschliches Bedürfnis, das unserem Leben Sinn gibt. Die eigene Persönlichkeit ergibt sich logisch aus der genetischen Determinierung und lebenslangem Lernen. Dabei kann es zwischen biologischen Geschwistern grosse Erinnerungsunterschiede zum selben Fakt in der Vergangenheit geben.

**SK** Diese Frage wird oft falsch fokussiert gestellt, etwa indem Vergleiche zu ganz anderen Kulturen oder Jahrhunderten gezogen werden. Ich betrachte die Frage vielmehr gesellschaftlich: Für ein Kind ist es immer auch relevant, wie das soziale Umfeld gegenüber der Herkunftsfrage, Adoptionen oder Spermiaspenden eingestellt ist. Man kann sich als Adoptiveltern, Mehrfacheltern oder Ein-Eltern-Familie noch so sehr darüber beklagen, dass wir in einer rückständigen und auf Abstammung reduzierten Gesellschaft leben – das Kind aber muss

«Für ein Kind ist relevant, wie das ganze soziale Umfeld gegenüber Adoptionen eingestellt ist – nicht nur die Eltern.»

SAMUEL KELLER

sich tagtäglich mit solchen Fragen oder Erwartungen zurechtfinden.

**Werden Kinder heute in der Schweiz von ihren Eltern über ihre Herkunft informiert?**

**SK** Wir sehen in unseren Studien, dass über den Fakt der Adoption weitgehend Transparenz gelebt wird. Dieser Paradigmenwechsel scheint in den Adoptivfamilien angekommen zu sein. Aber warum Kinder zur Adoption weggegeben und aufgenommen worden sind, wissen dennoch viele nicht – und manche wollen es gar nicht wissen. Das ist enorm wichtig zu respektieren: das Recht auf Wissen beinhaltet auch das Recht auf Nichtwissen.

**Wie findet man als Adoptiveltern heraus, was das Kind wünscht? Das klingt nach einer sehr grossen Herausforderung für Adoptiveltern.**

**SK** Das ist es auch. Denn entscheidend ist nicht nur, dass man seinen Adoptivkindern anbietet, sie über ihre Herkunft zu informieren, sondern auch, wie man es macht.

**HS** Und zu diesem Zeitpunkt sind die Eltern eigentlich auf sich selbst gestellt. Denn normalerweise dauert die Begleitung einer Adoption nur ein bis zwei Jahre. Das ist etwas, was wir aus der grossen Zürcher Adoptionsstudie gelernt haben: dass wir noch mehr Hilfestellungen bieten müssen, gerade auch in späteren Phasen einer Adoption, und das nicht nur dann, wenn Probleme auftauchen. Wir könnten viel stärker präventiv wirken. Die Latte von guter Elternschaft liegt in unserer Gesellschaft so hoch, damit kämpfen auch viele biologische Eltern. ✕





## Lügen sind wahr, ganz besonders in der Sozialen Arbeit

Wer nicht angelogen werden will,  
sollte sich bei der Berufswahl vielleicht  
für die Tierpflege entscheiden,  
aber sicher nicht für Soziale Arbeit.

Essay: MICHAEL HERZIG

Wenn ich Bachelorstudierende frage, wovor sie bei ihrer zukünftigen Arbeit mit Drogen- oder Alkoholabhängigen am meisten Respekt haben werden, nennen sie üblicherweise Rückfälle, Unberechenbarkeit, Überforderung und Lügen. Aber Moment mal: Lügen? Na ja, sie erschweren den Beziehungsaufbau. Zerstören das Vertrauen. Sind respektlos. Feige. Heimtückisch. Lügen gelten gemeinhin nicht nur als Ausdruck unmoralischen Verhaltens, sondern sind in manchen Fällen auch rechtswidrig. Sie dienen dem Erschleichen wirtschaftlicher Sozialhilfe oder eines anerkannten Status als geflüchtete Person. Deshalb gehören sie sanktioniert. Und zwar bereits beim ersten Mal, denn wer einmal lügt, wird weiter lügen, so lautet die moralisch-kategorische Position.

### Wenn das Selbst beschädigt ist

Die Steigerung einer Lüge ist die Selbstlüge. Wir kennen alle die Aussage genesener Substanzabhängiger, ihre grösste Lüge sei die Selbstlüge gewesen. Dies zu erkennen, gilt als erster Schritt zur Heilung. Zur Rehabilitation, wie es früher hiess. Zur Reintegration, wie es in den Sozialversicherungen heute noch genannt wird. Das macht die Krankheitseinsicht zu einer moralischen Leistung. Nicht zufällig verlangen manche Therapiekonzepte, dass sich die Therapierten bei allen Menschen entschuldigen, die sie belogen oder auf andere Art enttäuscht haben. Erst durch diesen Kniefall ebnen sie sich den Weg zurück in die Gemeinschaft der von ihnen Betrogenen. So die Überzeugung. Als wäre Sucht eine Sünde und keine Krankheit.

In einigen Denkschulen der Existenzphilosophie gilt als ehrlich, wer sich selbst ist. Was aber, wenn das Selbst beschädigt ist? Für meine Forschung zu fürsorgerischen Zwangsmassnahmen habe ich unter anderem das Tagebuch der Schriftstellerin Mariella Mehr gelesen. Sie wurde als Kind einer jenen Familien von der Vormundschaftsbehörde fremdplatziert, woraufhin sie in Pflegefamilien, Heimen und psychiatrischen Kliniken massive psychische und physische Gewalt erleben musste. Weil sie

1965 als Unverheiratete schwanger war, noch dazu von einem Rom, wurde sie im Berner Frauengefängnis Hindelbank administrativ versorgt. Ihr Sohn Christian wurde ihr 1966 weggenommen, fremdplatziert und ebenfalls massiv misshandelt. In den frühen 1970er-Jahren versuchte Mariella Mehr, sich im Leben ausserhalb der Institutionen zurechtzufinden. Sie kämpfte mit Bindungen und Beziehungen, mit gesellschaftlichen Erwartungen und Möglichkeiten, mit ihren eigenen Hoffnungen und Ängsten, mit ihren Traumata und ihrer Alkoholsucht. Davon zeugen die Tagebucheinträge. An einer Stelle wirft sie sich selbst das Lügen vor. «Du lügst sogar dein Tagebuch an!», schreibt sie da.

Menschen, die Schlimmes erlebt haben, müssen mit ihrer Biografie weiterleben. Das Erlebte geht nie mehr weg. Therapien helfen manchmal, aber nicht immer. Alkohol, Drogen oder Medikamente ermöglichen die Alltagsbewältigung, verwischen die Erinnerungen und dämpfen die Schmerzen. Demselben Zweck dient auch das, was wir als Lügen bezeichnen: Das Umdeuten der eigenen Biografie, das Erfinden von Erfolgserlebnissen, das Herbeiwünschen dessen, was einem versagt worden ist, das Schummeln, das Durchwursteln, das Verdrängen, das Schönreden, das Übertreiben. Aber sind das wirklich Lügen? Kann man Menschen vorwerfen, ein moralisches Gebot zu unterwandern, wenn sie andere moralische Gebote – zum Beispiel jenes der Nächstenliebe – nicht erfahren durften? Und wenn schon: Wir weniger stark Versehrten legen uns unsere Narrative ebenfalls zurecht. Wer also wirft den ersten Stein?

#### **Macht produziert Wirklichkeit**

Wer lügt, macht sich nicht nur an denjenigen schuldig, die belogen werden, sondern an sich selbst und an uns allen. Jede Lüge führt dazu, dass die Wahrheit generell untergraben wird. Das ist die verinnerlichte Logik des kategorischen Imperativs, was Immanuel Kant 1797 in seiner Schrift «Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen» klarstellte. Die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, sei

## **Ein kategorischer Umgang mit Moral hat zu all dem Unrecht geführt, dessen sich die Soziale Arbeit im Verbund mit Medizin, Psychologie und Jurisprudenz schuldig gemacht hat.**

absolut, selbst wenn damit grosses Leid angerichtet werden kann. Aber ist «kategorisch» nicht bloss ein anderes Wort für dogmatisch? Ein kategorischer Umgang mit Moral hat in der Vergangenheit zu all dem Unrecht geführt, dessen sich die Soziale Arbeit im Verbund mit Medizin, Psychologie und Jurisprudenz schuldig gemacht hat. Dem Unrecht an armutsbetroffenen, marginalisierten, vertriebenen, rassifizierten, sexualisierten oder pathologisierten Menschen. Das Kategorische existiert nicht ausserhalb sozialer Beziehungen, wie Michel Foucault uns lehrte. Soziale Beziehungen sind Machtbeziehungen, Macht produziert Wirklichkeit. Wir können Moral nicht denken, ohne zu fragen, wer die Macht hat, sie zu definieren und durchzusetzen. Und wir können die Lüge nicht begreifen, ohne jene einzubeziehen, die sie glauben. Das schreibt die Philosophin Bettina Stangneth in ihrem 2017 erschienenen Buch «Lügen lesen». Die Belogenen tragen also eine Mitverantwortung an der Lüge. Die Verantwortung, sorgfältig

und kritisch zuzuhören beispielsweise, womit wir bei einer Kernkompetenz der Sozialen Arbeit wären.

#### **Pragmatisch statt dogmatisch**

Soziale Arbeit erfolgt mittels sozialer Interaktionen, die auf sozialer Ungleichheit und Machtunterschieden beruhen. Das erhöht die Verantwortung der Sozialarbeitenden. Die Verantwortung, zu fragen anstatt zu wissen, zu verstehen anstatt zu urteilen, mitzufühlen anstatt überzeugt zu sein, pragmatisch zu handeln anstatt dogmatisch. Versuchen Sozialarbeitende ernsthaft, die Narrative ihrer Adressat:innen zu verstehen, verblasst die Lüge. Sie wird zur Überlebensstrategie, zum Bewältigungsversuch, zur Fähigkeit, die eigenen Interessen gegen Mächtigere durchzusetzen, die eigenen Ziele trotz widriger Umstände zu erreichen oder dies wenigstens zu versuchen. Erst wenn Sozialarbeitende die Lügen ihrer Adressat:innen als Kompetenz oder als Ressource verstehen, in ihrem eigenen Handeln Lügen aber vermeiden und stattdessen klar, transparent und berechenbar handeln, entsteht Vertrauen. Erst dann sind sie fähig, Interaktionen trotz Rückschlägen immer wieder aufzubauen und zu gestalten. Eine Beratungsbeziehung ist nichts Statisches, wirkliche Beratungskompetenz zeigt sich in der Krise. Und von allen möglichen Herausforderungen, mit denen Sozialarbeitende in ihrem Beratungsalltag konfrontiert sein können, ist angelogen zu werden eine der kleinsten.

«Der Mensch ist das, was er daraus macht, wozu er gemacht worden ist», schrieb der französische Philosoph Jean-Paul Sartre im Jahr 1960 in «Kritik der dialektischen Vernunft». Es ist eine Aufgabe der Sozialen Arbeit, ihren Adressat:innen zu helfen, mit und trotzdem, was aus ihnen gemacht worden ist, sich selbst zu sein. Aus diesem Grund haben die Adressat:innen immer recht, auch wenn sie lügen. ✕

MICHAEL HERZIG leitete viele Jahre die Suchthilfe der Stadt Zürich. Heute ist er Dozent an der ZHAW Soziale Arbeit, Experte für Drogenpolitik und Autor. Zuletzt erschien von ihm das Buch «Landstrassenkind: Die Geschichte von Christian und Mariella Mehr» (Limmat-Verlag).





# Wohnungslosigkeit trifft auf Wohnungsnot

In Nordamerika und einigen europäischen Ländern erweist sich «Housing First» als erfolgreiche Form der Wohnungshilfe. Doch lässt sich das Modell auch in Schweizer Städte wie Zürich integrieren?

Text: SERAINA KOBLER

Der Ansatz ist so naheliegend wie umfassend: Wohnen muss nicht verdient werden. Wohnen ist ein Menschenrecht. «Housing First» wird dieser Ansatz genannt, der in den 1990er-Jahren in den USA entstanden ist. Mit ihm wird sichergestellt, dass wohnungslose Menschen grosse Wahlfreiheit und vielfältige Entscheidungsmöglichkeiten bekommen. Er wurde entwickelt für Menschen, die ein hohes Mass an Hilfe benötigen, um die Obdachlosigkeit hinter sich zu lassen. Sie sind nicht nur von dieser einen Problemlage betroffen, sondern gleich von mehreren.

Die Wohnungslosigkeit trifft auf multiple Problematiken, die sich auf Gesundheit, Wohlbefinden, soziale Integration und nicht zuletzt das Wohnen beziehen, weshalb diese Menschen einen hohen Bedarf an Begleitung und Unterstützung haben. In der Regel fehlt ihnen auch ein soziales Netzwerk, also Hilfe von Freundeskreis und Familie. In dem Sinn stellt bei «Housing First» das Wohnen vielmehr einen Ausgangspunkt dar als ein Ziel. Als Erstes wird den Adressat:innen eine eigene Wohnung zur Verfügung gestellt, dann erst werden individuelle und bedarfsorientierte Unterstützungsmassnahmen mit ihnen vereinbart: von der Strasse direkt in eine eigene Wohnung, ohne Vorbedingung.

In der Stadt Basel haben seit Mitte 2020 bereits über zwanzig Obdachlose ein eigenes Zuhause bekommen. Thomas Frommherz von der Heilsarmee leitet das Pilotprojekt in Zusammenarbeit

mit der Sozialhilfe und im Auftrag des Kantons. «In fast allen Fällen hat es sich bewährt, dass eine sichere Wohnung den Boden schafft, um überhaupt weiterzukommen», sagt Frommherz. Die meisten seiner Adressat:innen waren zuvor langjährig obdachlos. «Nun sind wir ihr Rückhalt, um wieder Fuss fassen zu können», weiss Frommherz. In der Praxis bedeutet das oft zuerst einmal Beistand bei der Bewältigung der Flut an Briefen, Bussbescheiden und Mahnungen, die in der Regel eintreffen, wenn es wieder eine feste Adresse gibt. Aber natürlich auch bei Krisen, Rückfällen oder finanziellen Engpässen. Obwohl bei «Housing First» die Wohnung als erstes im Prozess stehe, funktionieren die Bezugspersonenarbeit beinahe gleich wie etwa beim betreuten Wohnen, erklärt Thomas Frommherz. Einfach in einer anderen Reihenfolge: Während man bei herkömmlichen Modellen zuerst übe und mit jeder erfolgreichen Phase die Chancen auf eine eigene Wohnung steigen, ist das eigene Zuhause am anderen Ort bedingungslos.

## Zürich will Erfahrungen sammeln

Dieser Ansatz findet in Schweizer Städten wie Solothurn, Winterthur, Olten, Luzern und seit neuestem auch Chur immer grösseren Anklang. Schon länger bekannt und praktiziert, wird er in anderen Ländern. So wurde «Housing First» in Österreich bereits 2012 im Rahmen der Wiener Wohnungshilfe entwickelt. In dieser Zeit wurden rund 350 Personen erfolgreich betreut, wie die Studie

«Housing First Guide Europe» festhält. Genutzt wurden dafür mehrheitlich Räume des sozialen Wohnungsbaus. Dessen hoher Anteil ist ein klarer Standortvorteil der österreichischen Hauptstadt. Und so sind auch die Zahlen beeindruckend: Eine Auswertung ergab eine Wohnstabilität von über 96 Prozent.

Vor grösseren Herausforderungen stehen dagegen Städte wie Zürich, wo die Leerwohnungsziffer rückläufig ist und Ende 2023 gerade einmal 0,06 Prozent betrug – das sind 144 Wohnungen. Die Mieten gehören zu den höchsten landesweit. Es verwundert also nicht, dass die Skepsis armutsbetroffener Personen in Zürich im Zusammenhang mit dem Wohnungsmarkt mit 90 Prozent besonders hoch ist. Dies zeigten Ergebnisse der ersten Schweizer «Coordination nationale» im vergangenen Jahr, einer Studie mehrerer Universitäten sowie des Nationalfonds zum Ausmass der Obdachlosigkeit in den acht grössten Städten der Schweiz. Für die Untersuchung wurden betroffene Menschen ab 18 Jahren in einer quantitativen Face-to-Face-Situation befragt.

Dennoch überzeugt der Ansatz auch in Zürich, wo in einem Pilotprojekt getestet wird, wie die Prinzipien von «Housing First» in der Stadt umgesetzt werden können. Im vergangenen Jahr startete die Vorbereitungsphase, noch vor den Sommerferien begann die operative Phase. Geleitet wird das Pilotprojekt von den Sozialen Einrichtungen und Betrieben (SEB), wo es dem Geschäftsbereich Wohnen und Obdach angegliedert



## Wichtig ist, dass man «Housing First» als ganzheitlichen neuen Ansatz in der Obdachlosenhilfe versteht.

ist. Was ist das Ziel des Projekts? «Wir möchten möglichst breite Erfahrungen sammeln», lautet Stefan Bänis Antwort. Der Leiter Geschäftsbereich Wohnen und Obdach im Sozialdepartement erklärt, wie das Pilotprojekt geplant ist: In einem ersten Schritt werden seit Juli Adressat:innen einer Liegenschaft, die bereits von der städtischen Wohnintegration betreut wurden, neu nach den Prinzipien von «Housing First» unterstützt. Zusätzliches Ziel ist, bis Ende Jahr obdachlose Menschen auch in Einzelwohnungen privater oder genossenschaftlicher Träger-schaften unterzubringen.

### **Ausbalanciertes Angebotssystem**

Wissenschaftlich begleitet und nach Abschluss evaluiert wird das Pilotprojekt von der ZHAW Soziale Arbeit. Martial Jossi, der diesen wissenschaftlichen Teil leitet, sagt: «Die Wohnungssuche gestaltet sich für sehr viele Menschen in der Schweiz schwierig, vor allem in den Ballungszentren. Personen mit multiplen Problemlagen, die von Wohnungs- oder Obdachlosigkeit betroffen sind, sind daher besonders belastet.» Gerade deshalb sei der «Housing First»-Ansatz so wichtig, betont Jossi: «Die Teilnehmenden schliessen neu einen eigenen Mietvertrag ab, dann folgt eine individuelle und selbstbestimmte Betreuung durch das zuständige «Housing First»-Team.»

Es zeigt sich auch an diesem Beispiel gut, wie wichtig es ist, den grundlegenden Ansatz von «Housing First» an die jeweiligen örtlichen und sozialen Situationen anzupassen. Zwar hat sich etwa auch in den USA viel getan in den letzten Jahren. Und doch unterscheidet sich das soziale Sicherungssystem stark von dem in der Schweiz oder anderen europäischen Ländern. Wie ist es also möglich, diesen neuen, gänzlich anderen Ansatz von Wohnungshilfe neben dem bereits etablierten System umzusetzen? «Hierzulande gibt es bereits viele Angebote, die bereits ähnlich wie «Housing First» oder nach einzelnen Prinzipien dieses Ansatzes funktionieren und damit erfolgreich sind», sagt Martial Jossi. Wichtig sei, dass man «Housing First» als ganzheitlichen neuen Ansatz in der

Obdachlosenhilfe verstehe. Angebote, die sich danach ausrichten, sollten dementsprechend konzipiert und ausgestaltet werden. Ganz konkret werden im Leitfaden «Housing First Guide Europe» die acht Grundprinzipien beschrieben: Wohnen ist ein Menschenrecht; Nutzer:innen müssen sich nicht zu einer Behandlung oder Betreuung verpflichten und sie haben Wahlfreiheit und Entscheidungsmöglichkeiten; das ganzheitliche Wohlbefinden steht im Fokus (Recovery-Orientierung); Drogen- und Alkoholkonsum sind nicht verboten, sondern man versucht in der Betreuung, den problematischen Konsum zu vermindern (Harm-Reduction); aktive Beteiligung ohne Druck und Zwang; personenzentrierte Hilfeplanung; flexible Hilfen so lange wie nötig.

Doch wie sieht es mit dem generellen Bedarf für «Housing First» in der Stadt Zürich aus? «Wir verfügen bereits über ein sehr gut ausbalanciertes Angebotssystem, das wir laufend weiterentwickeln», ordnet Stefan Bäni den Ansatz im lokalen Kontext ein. Und zumindest im niederschwelligsten Angebot, der Notschlafstelle, können sie derzeit auch keine signifikante Zunahme von schwer psychisch kranken Obdachlosen feststellen. «Dennoch», so Bäni, «leiden 96 Prozent aller erwachsenen Einzelpersonen in unseren Einrichtungen an mindestens einer psychischen Erkrankung.» Dies zeige die gemeinsame Studie des Geschäftsbereichs Wohnen und Obdach und der Städtischen Gesundheitsdienste, kurz WOPP-Studie, aus dem Jahr 2021. Laut dieser Untersuchung hat sich der psychische Gesundheitszustand der Klient:innen weiter verschlechtert.

In den kommenden Jahren weiterverfolgt wird der «Housing First»-Ansatz auch in Basel. «Wir bleiben hoffentlich dran», sagt Thomas Frommherz. Die Heilsarmee bewirbt sich für das fixe Mandat, in welches das Pilotprojekt bald überführt wird. Hilfreich seien ausserdem neue Bau- und Wohnprojekte sowie Kooperationen wie etwa mit der Christoph-Merian-Stiftung. Auch dort habe «Housing First» bereits einen Funken gezündet. ✕





Luzia Baumann war schon Flugbegleiterin, Berufsbeiständin und Schulsozialarbeiterin.

## «Nach dem Master wollte ich konzeptionell arbeiten»

Luzia Baumann prüft Institutionen für Menschen mit Behinderung.

Text: MIRKO PLÜSS Foto: NOËLLE GUIDON

Olten war ein Kompromiss. Luzia Baumann kommt eigentlich aus Zürich, ihr Mann aus Thun. Man traf sich in der Mitte und zog vor fünf Jahren gemeinsam in die Aare-Stadt. Nun ist Olten eine Heimat geworden. Beim Gespräch im Café schwärmt die 31-Jährige vom kulturellen Angebot, von Konzerten und Theatern, vom Lebensgefühl zwischen dem Fluss und den waldigen Jura-Hügeln. Neues wagen und dafür belohnt werden – wie ein Leitsatz zieht sich dies auch durch Baumanns Berufs- und Bildungskarriere. Diese verlief nicht geradlinig, dafür umso interessanter. Nach der Matura zog es sie erst einmal in die weite Welt, zwei Jahre lang war sie Flugbegleiterin. Danach musste eine Entscheidung her: Soziale Arbeit oder Jus studieren? Baumann entschied sich für Letzteres, brach das Studium jedoch nach drei Semestern wieder ab. Dennoch sei der Kurzaufenthalt an der Universität Zürich kein Fehler gewesen: «Inhaltlich interessierten mich die Fächer sehr, insbesondere die rechtsethischen Fragestellungen», sagt Baumann heute. «Aber ich merkte, dass ich näher am Menschen arbeiten wollte.»

### Kein Tag wie der andere

Also doch Soziale Arbeit. An der ZHAW begann Baumann berufs begleitend ihren Bachelor und war daneben in der kinderpsychiatrischen Therapiestation Ennetbaden als Sozialpädagogin in Ausbildung tätig. Nach Abschluss der Praxismodule arbeitete sie als Berufsbeiständin im Kindes- und Erwachsenenschutz bei den Sozialen Diensten Oftringen. «Beiständin zu sein, inspirierte mich, doch nach und nach erhielt ich immer mehr Dossiers», sagt Baumann. «Sich auf die Klient:innen wirklich einzulassen, war für mich nicht mehr möglich.» Deshalb wechselte sie in die Schulsozialarbeit, war zuständig für zwei Schulhäuser in den Solothurner Gemeinden Niedergösgen und Gretzenbach. «Was mir sehr gefiel, war der freiwillige Kontext: Die Kinder kamen zu mir, solange sie es wollten», sagt sie. «Und sie gingen wieder, wenn sie das Gefühl hatten, ihr Problem sei gelöst oder wenn ihnen das Gespräch nicht passte.» Sie war für bis zu 600 Kinder zuständig. Kein Tag sei wie der andere gewesen: «Im selben Gespräch konnte die Thematik von einem Streit mit einer Freundin bis hin zu häuslicher Gewalt reichen.» Bald war für Luzia Baumann aber klar, dass es neben dem Job auch akademisch nochmals weitergehen muss. Sie immatrikulierte sich wieder an der ZHAW Soziale Arbeit.

Diesen Frühling schloss sie nun den Master ab. «Es war eine tolle Erfahrung», fasst Baumann zusammen. «Man lernt in kleinen Gruppen, begegnet den Dozierenden während der Fachdiskussionen

# Theorie, die

[The|o|rie]

auf Augenhöhe und profitiert davon, dass alle bereits Praxiserfahrung gesammelt haben.» Der Master wiederum gab den Antrieb zu einer neuerlichen beruflichen Veränderung: «Ich hatte an der Hochschule viel Erfahrung auf der konzeptionellen Ebene gesammelt, doch in der Schulsozialarbeit konnte ich das nur wenig anwenden.» Weil sie zudem keine Aufstiegsmöglichkeiten sah und ihr der Masterabschluss lohntechnisch nicht anerkannt wurde, bewarb sie sich kurzentschlossen beim Sozialamt des Kantons Zürich. Einmal mehr ging der Wunsch nach Veränderung in Erfüllung. Im Sommer startete Baumann in der Abteilung Soziale Angebote im achtköpfigen Team für Fach- und Qualitätsfragen. Eine ihrer Aufgaben: Institutionen für Menschen mit Behinderung auf ihre Qualität hin auditieren. «Die Audits finden regelmässig statt. Im Vorfeld analysiert man die Konzepte der Heime und Institutionen und führt vor Ort zahlreiche Gespräche mit Personal und Bewohnenden», erklärt sie. In ihrer neuen Rolle nimmt sie auch Beschwerden entgegen. Diese kommen unter anderem von Bewohnenden, Angehörigen oder ehemaligen Mitarbeitenden der Heime. Im Gegensatz zu ihren früheren Jobs stehe der Klient:innenkontakt nicht im Vordergrund. «Aber ich finde diese neue, konzeptionelle Ebene sehr spannend.»

## Auch in der Politik tätig

Wer Neues wagt, wird belohnt – dies bestätigte sich auch in einem anderen Tätigkeitsfeld von Luzia Baumann. Ein Nachbar überredete sie vor drei Jahren, sich auf die SP-Liste für die Oltner Kommunalwahlen setzen zu lassen. Im März ist Baumann nun ins Stadtparlament nachgerückt. Innerhalb der Fraktion pflegt sie die sozialen Themen. Und sie bringt ihre Masterarbeit auch in die Oltner Politik ein. Darin hatte Baumann untersucht, wie der Moment der Einteilung in die Sek B die gesellschaftliche Selbst-Positionierung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen beeinflusst. Ob konkret die Chancengleichheit unter Schüler:innen leidet, wenn sie Ende der Primarstufe bereits in verschiedene Stufen eingeteilt werden. Im Kanton Solothurn sind dies die drei Sekundarstufen B (Basisansprüche), E (erweiterte Ansprüche) und P (Progymnasium). Dazu führte Baumann biografische Interviews mit ehemaligen Schüler:innen. Tatsächlich zeigten die Interviews und die untersuchten Quellen, dass die Selektion Ungleichheitsstrukturen reproduziert und man den Kindern viele Chancen wegnimmt. Nun plant sie, in Olten einen Pilotversuch zu starten, bei dem die Oberstufenschüler:innen nicht mehr getrennt, sondern durchmischt unterrichtet werden. Luzia Baumanns neuestes Ziel: politische Mehrheiten finden. ✕

Mehr zum Master  
in Sozialer Arbeit:



«Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie.» – Kurt Lewins Bonmot zeugt nicht nur von Humor im Umgang mit dem oft gehörten Vorwurf der Praxisferne. Der berühmte Sozialpsychologe adressiert damit auch eine zentrale Kompetenz der Sozialen Arbeit: Die Fähigkeit der Praktiker:innen, mit wissenschaftlichen Denkgebäuden, die von einer unmittelbaren Umsetzung losgelöst sind, situationsgemäss umzugehen. Etymologisch geht der Begriff «Theorie» auf das lateinisch-griechische *theōria* zurück, was das «wissenschaftliche, geistige Anschauen» beziehungsweise das «Zuschauen» beschreibt. Theoriebildung bedingt also eine bewusste Distanz zur Praxis: Wer bei etwas zuschaut, kann nicht gleichzeitig aktiv daran mitwirken. Nur durch Distanz zum Detail gelingt es, übergeordnete Zusammenhänge zu sehen und zu benennen. Der Duden vermerkt dazu, «Theorie» sei die «Lehre über die allgemeinen Begriffe, Gesetze, Prinzipien eines bestimmten Bereichs der Wissenschaft».

Doch warum ist eine gute Theorie nun praktisch? Etwa, weil sie uns in der Sozialen Arbeit konkrete Handlungsanweisungen in einer komplexen Fallkonstellation geben kann? Nein, das Gegenteil ist der Fall: Theorie entfaltet ihre Praktikabilität immer losgelöst von der unmittelbaren Umsetzung. Sie schult unsere Fähigkeit, in einer realen Fallkonstellation unterschiedliche Wissensbestände und Deutungsmuster zueinander in Bezug zu setzen. Die Professionstheoretiker Bernd Dewe und Hans-Uwe Otto betonen dazu: «Im Zentrum professionellen Handelns steht nicht das wissenschaftliche Wissen als solches, sondern die Fähigkeit der diskursiven Auslegung und Deutung von lebensweltlichen Schwierigkeiten mit dem Ziel der Entscheidungsbegründung unter Ungewissheitsbedingungen.»

Professionalität kommt somit nicht dadurch zum Ausdruck, dass wir in der Lage sind, Theorie anzuwenden. Vielmehr ist die Fähigkeit gefragt, Theorie zu verwenden – sie also bewusst in Bezug zu den komplexen Realitäten der sozialen Wirklichkeit zu setzen und auf dieser Basis begründet zu entscheiden. Vereinfacht gesagt: Theorie ist die Landkarte, an der wir uns beim Wandern orientieren. Ohne sie finden wir kein Ziel. Die Karte sagt uns aber nicht, ob es regnet oder neblig ist, wie lange wir für den Weg benötigen und mit welchen unvorhergesehenen Problemen wir unterwegs konfrontiert werden. Gute Wander:innen können sowohl mit der Karte, als auch mit den Herausforderungen des Weges souverän umgehen.

Von MARTIN BIEBRICHER,  
Co-Leiter des Bachelorstudiengangs  
Soziale Arbeit an der ZHAW



# Bessere Bildungschancen für junge Menschen in Tansania

Text: DENISE BOLLI  
Artwork: SUSANN MASSUTE

Arusha liegt im Norden Tansanias. Die Stadt mit gut einer halben Million Einwohner:innen ist für Reisende ein beliebter Ausgangspunkt, um den Kilimandscharo zu besteigen oder den Nationalpark Serengeti zu besuchen. Beim ersten Eindruck mag einem die Stadt chaotisch erscheinen – für mich stand sie am Beginn einer Reise, die mich beruflich und persönlich stark prägte.

Vier Monate lang arbeitete ich dort mit der Organisation Vision for Youth. Während meines Praktikums nahm ich an einer Vielzahl von Projekten teil, deren Ziel es ist, benachteiligte Kinder und Jugendliche zu unterstützen und ihnen eine nachhaltige Zukunft zu ermöglichen. Die Angebote der Organisation sind vielfältig. In der Zeit meines Praktikums verteilten wir zum Beispiel neue Schuluniformen und Lehrmaterialien, die gesponsert wurden. Bei einem anderen Angebot schulten wir junge Frauen darin, Hygieneprodukte optimal anzuwenden. Was auch immer es war: Bei jeder Aufgabe lernten nicht nur die jungen Menschen etwas, sondern auch ich – für meine Zukunft als Sozialarbeiterin.

In Tansania gibt es eine starke kulturelle Tradition der gegenseitigen Unterstützung und Solidarität: Man hilft einander und erfüllt die Bedürfnisse der Gemeinschaft. Dementsprechend steht die Community auch im Mittelpunkt der Sozialen Arbeit. Ein wichtiger Fokus liegt auf der Bildung und dem Empowerment benachteiligter Gruppen, insbesondere von Frauen und Kindern.



Ich denke da an Neema. Wir lernten uns kennen, als sie 16 Jahre alt und bereits alleinerziehende Mutter einer kleinen Tochter war. Mit 15 war sie ungewollt schwanger geworden. Die talentierte Schülerin mit grossen Zukunftsträumen verliess vorzeitig die Schule. Neema ist keine Ausnahme: Viele tansanische Mädchen und junge Frauen werden aufgrund unzureichender Aufklärung und eines begrenzten Zugangs zu Verhütungsmitteln schwanger. Oft führt dies zu Schulabbrüchen und mündet in einen Zyklus von Armut und Abhängigkeit.

Aber Neema war auch eine Kämpferin. Trotz schwieriger Umstände fand sie den Mut, unterstützt von Sozialarbeitenden, ihren Schulabschluss nachzuholen. Durch die Bekanntschaft mit Neema gewann ich ein tieferes Verständnis für

die komplexen sozialen und strukturellen Probleme junger Menschen in Tansania. Mitzuerleben, wie die junge Frau ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht verlor, war für mich eine bewegende Erfahrung. Es ermutigte mich, mich intensiv für die Belange junger Menschen einzusetzen und ihre Stimmen in den Mittelpunkt meiner zukünftigen Arbeit als Sozialarbeiterin zu stellen.

So bereichernd und aufregend ein Praktikum im Ausland auch ist, lässt sich eine Erfahrung nicht wegredden, die viele Reisende machen: die Einsamkeit. Familie und Freund:innen sind fern, und wegen der Sprache bleibt man in vielen Situationen Zaungast. In Tansania wird hauptsächlich Swahili gesprochen – ich verstand kein Wort. Selbst auf dem Markt Obst zu kaufen, konnte in ein aufwendiges Prozedere münden. Gerade wenn ich abends im Bett lag, sehnte ich mich oft nach vertrauten Gesichtern und vertrauten Gesprächen.

Dem gegenüber stand die umwerfende Natur. Der Höhepunkt in dieser Hinsicht war zweifellos die Morgenfahrt durch den Ngorongoro-Krater, der sich am Rande der Serengeti befindet. Als wir in den Krater fuhren, lag über der Landschaft eine unglaubliche Ruhe, während die Elefanten uns zu grüssen schienen und die ersten Sonnenstrahlen langsam den Horizont erhellten. ✕

DENISE BOLLI ist Bachelorstudentin an der ZHAW Soziale Arbeit. Im Herbst 2023 machte sie ein Praktikum bei der Organisation Vision for Youth in Arusha, Tansania.

# Was hat Bauchweh mit Sozialer Arbeit zu tun?

Ist es ein Vorwand für Kinder, um den Unterricht zu schwänzen, kann die Schulsozialarbeit beraten und begleiten. Mehr erfahren? Für wissenschaftliche Inputs und Diskussionen besuchen Sie unsere Events.

## Agenda

1. Oktober 2024	Um 6 im Kreis 5: Wenn geflüchtete Jugendliche 18 werden
30. Oktober 2024	Tagung: Schulabsentismus
30./31. Oktober 2024	Tagung: Aufwachsen mit mehreren Eltern am Beispiel Adoption
5. November 2024	Forum S: Let's talk about class – Klassismus und Soziale Arbeit
21. November 2024	Reallabor «Zürich Sozial»
3. Dezember 2024	Um 6 im Kreis 5: Falllast – Erfolgsfaktor Nr. 1 für gute Beratung in der Sozialhilfe?
12. Februar 2025	Tagung: Freiheit im Diskurs Sozialer Arbeit. Drei Blickwinkel
13./14. März 2025	Tagung: Prävention sexualisierter Gewalt in sozialpädagogischen Institutionen: Erkenntnisse für Praxis und Wissenschaft

Jetzt anmelden:



<<Q\_BUNDINFO\_Zeile1>> <<Q\_BUND\_WECHSEL>>

<<Q\_BUNDINFO\_Zeile2\_LANG>> <<Q\_PALETTEN\_WECHSEL>>

Quickmail

<<Q\_QLZ>>

<<U\_ANREDE>><<U\_AMTSTITEL>><<U\_AKADEMISCH>><<U\_VORNAME>> <<U\_NACHNAME>>

<<U\_FIRMENNAME>>

<<U\_FIRMENN009>>

<<U\_C\_O>>

<<U\_ADRESSZ012>>

<<U\_ADRESSZUSA>>

<<U\_STRASSE>>

<<U\_POSTFACH>>

<<U\_POSTLEITZA>> <<U\_ORT>>



Mehr lesen?  
Newsletter abonnieren.

